[illegible]

Der Kampf

zwischen

Vernunft und Glauben.

Ein

Erlebniß aus der Gegenwart,

mitgetheilt

von

Edgar von der Klausen.

Erlangen.
Palm'sche Verlagsbuchhandlung.
1857.

Der Kampf

zwischen

Vernunft und Glauben.

Ein

Erlebniß aus der Gegenwart,

mitgetheilt

von

Egon von den Glauben.

Erlangen.

Palm'sche Verlagsbuchhandlung

1857.

Erläuternde Vorbemerkungen des Herausgebers über die Entstehung und Sammlung nachfolgender Briefe.

Als der Herausgeber dieser Briefsammlung vor etwa 25 Jahren seinen Studien auf der damals sehr besuchten Universität in M. oblag, lernte er während einer kleinen Ferienreise in das baierische Gebirge zwei Studirende kennen, aus welcher Veranlassung sich später ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß zwischen jenen und ihm entwickelte. Wöchentlich hatten wir einen Tag zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang bestimmt und an jedem Sonntag Abend trafen wir in einem Gasthaus zusammen, bei welcher Gelegenheit die Stunden unter den fröhlichsten Gesprächen schnell verflogen und die Ansichten gegenseitig ausgetauscht wurden. Wenn sich auch der Streit zuweilen fast bis zur Erbitterung steigerte, zumal wenn durch die scharfsinnigen und witzigen Entgegnungen des einen meiner Freunde der Gegner aus dem Sattel gehoben wurde, worauf dann ein minutenlanges Stillschweigen erfolgte, welches jedoch keine dauernde Mißstimmung hervorrief; indem der Sieger, um die peinliche Stille zu unterbrechen, plötzlich einen neuen Gedankenblitz als Zankapfel in unsere Mitte warf, über welchen sich eine neue Diskussion entwickelte, bei welcher er scheinbar unterliegend, dadurch jene momemtane Mißstimmung in eine baldige Vergessenheit zu bringen wußte. Diese Abendstunden gehörten

zu den erquicklichsten der ganzen Woche, man freute sich darauf und wenn man sich während der Woche begegnete, drückte man sich die Hand und erinnerte sich daran, daß man sich übermorgen oder morgen im grünen Baum, so hieß das Gasthaus, treffen würde.

Der eine meiner Freunde hatte zuerst, um den Wunsch seiner frommen Mutter zu erfüllen, mehrere Jahre auf einer anderen Universität Theologie studiert, allein seine innere Neigung trieb ihn mehr der Philologie zu, und nachdem seine Mutter gestorben war, folgte er jenem inneren Zuge zum Studium der Sprachen und war nach M. gekommen, an welcher Universität damals nicht allein die namhaftesten Philologen lehrten, sondern sich auch alle Schätze der Kunst und des Alterthums gesammelt fanden, welche dem lebhaften Geiste meines Freundes die größten Genüsse gewährten.

Der andere meiner Freunde war Theologe, ein tiefes, stilles Gemüth, welcher seine Studien bereits vollendet hatte und nun im protestantischen Seminare seiner weiteren Ausbildung als zukünftiger Prediger oblag. Er sprach wenig, und dieses mit einem gewissen eintönigen Pathos, als ob er auf der Kanzel stünde; nur manchmal, wenn wir auf das Thema der christlichen Religion zu sprechen kamen, und wir im jugendlichen Uebermuthe unsere Zweifel geltend zu machen suchten, wohl auch den Witz auf Glaubenslehren ausdehnten, leuchtete sein Blick heller auf und mit einem ernsten feurigen Eifer wies er uns

zurecht, so daß wir dieses Thema, da wir unsere Schwäche ihm gegenüber kannten, möglichst zu vermeiden suchten. Aber gerade dieses Streben, es zu vermeiden, zog uns in seine Wirbel hinein, so daß, wenn wir uns die Erlebnisse der Woche mitgetheilt hatten, unter welchen Erlebnissen das Theater eine große Rolle spielte, sich das Gespräch fast regelmäßig auf religiöse Verhältnisse hinüberspann. Ein Jahr war uns auf diese Weise wie ein angenehmer Traum verschwunden, es lebt aber immer noch bei mir in der frischesten Erinnerung; aus ihm wurden wir durch die nothwendige Trennung, um in die prosaischen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und des selbstständigen Handelns einzutreten, erweckt. Ich mußte M. verlassen, meine Freunde begleiteten mich bis A., wir verlebten noch einen fröhlichen Tag mit einander um uns — nie wieder zu sehen.

An die Stelle des mündlichen Verkehrs trat nun ein Briefwechsel, welcher im Anfang lebhaft betrieben, nach und nach immer seltener wurde, und zuletzt ganz erlosch. Hermann, so hieß der Philologe, war in M. geblieben. Da ihm sein Vater ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, so hatte er nicht Ursache sich eifrig um eine Anstellung zu bemühen, auch schien ihm die ungebundene Lebensweise mit seinen Grundsätzen am verträglichsten, da er nicht gerne Jemandes Diener seyn mochte. Wilhelm S..., der Theologe, war als Vikar in ein kleines Städtchen zu einem alten Pfarrer gekommen, wo ihm, unter der, nach seiner Ansicht, im Christenthume

sehr verwahrlost scheinenden Gemeinde, ein reiches Feld für seinen Bekehrungseifer wurde.

Nach Verfluß von zwei Jahren erhielt ich einen Brief von Letzterem, worin er mir unter anderm schrieb: „Leider ist unser gemeinschaftlicher Freund Hermann B... einem mehrjährigen Unterleibsleiden erlegen." Mehrere Jahre waren wieder vergangen, als eines Tages der Briefträger einen schwarzgesiegelten Brief, von einer mir unbekannten weiblichen Hand, mit dem Postzeichen N... überbrachte; nachdem ich ihn geöffnet, sah ich nach der Unterschrift, Marianne S..., ich errieth sogleich, daß er von der Gattin meines Freundes Wilhelm S. sei, welcher mir vor einigen Jahren seine Vermählung mit Fräulein K. gemeldet hatte. Sie schrieb mir die traurige Nachricht, daß ihr Mann vor einigen Tagen plötzlich unwohl geworden und gestorben sei, sie wäre eben in der Küche beschäftigt gewesen, als sie ihren Mann ängstlich ihren Namen rufen hörte; als sie in sein Studierzimmer getreten, sei er wie leblos auf dem Ruhebett gelegen, er habe die Augen noch einen Augenblick aufgeschlagen, ihre Hand zu ergreifen gesucht, während er mit der anderen Hand auf sein Schreibpult gedeutet und meinen Namen genannt habe, hierauf sei er plötzlich verschieden. Sie bat mich inständig, wenn es mir nur einigermaßen möglich wäre, sie in ihrem großen Unglücke zu besuchen, indem sie drei kleine Kinder, wovon das älteste 5 Jahre alt sei, habe, und täglich ihrer Entbindung entgegensehe. Höchst wahrscheinlich habe mir ihr seliger Mann

irgend eine wichtige Mittheilung in seinem Schreibpulte hinterlassen; sie habe die Papiere wohl schon etwas durchgesehen, sie könne aber nichts auffinden, was auf mich Bezug habe, nur in einem Schreib-Fache fände sich ein Paquet Briefe von ihrem verstorbenen Manne, an unseren gemeinschaftlichen Freund Dr. Hermann B. in M.; ein großes Paquet Briefe von diesem an meinen seligen Mann, und einige Briefe von mir nebst einem Ausgabenbuche von nicht unbedeutenden Summen für Hermann B.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, meinen theuren Universitäts-Freund zu besuchen, um die schönen Erinnerungen an unser Zusammenleben in M., aufzufrischen; aber meine Stellung hatte mir's bis jetzt unmöglich gemacht; die nächsten Herbstferien hatte ich dazu bestimmt, siehe da hatte der Tod einen Strich in das Wiedersehen gemacht, ich sollte nur nach N. reisen, um eine Thräne am Grabe meines Freundes zu weinen. Ich schrieb deshalb sogleich an die Gattin meines verewigten Freundes, daß ich in längstens 14 Tagen zu ihr kommen würde, um die Papiere durchzusehen, und dadurch die Wünsche meines verstorbenen Freundes zu erfüllen.

Als ich nach N. kam, fand ich die Gattin meines verstorbenen Freundes im Wochenbette, da sie vor einigen Tagen von einem Knaben entbunden worden war, indem sie mir wehmüthig freundlich die Hand reichte und auf das an ihrer Seite schlafende Kind deutete, sagte sie: ach meine armen Kinder, sie haben keinen Vater mehr, — ich weiß nicht, wie ich den

Schmerz überleben soll, wie gerne wäre ich ihm nachgefolgt, doch wären meine armen Kinder dann vater- und mutterlose Waisen geworden, und so habe ich Gott gebeten, er möge mich zu ihrer Pflege erhalten, — er wird mir helfen, und hat mir ja schon in meinem Unglück in Ihnen einen Trost geschickt. Ich beruhigte sie und versicherte sie, daß ich, so viel nur in meinen Kräften stände, aufbieten würde, ihr hartes Schicksal zu erleichtern, Gott würde sie in ihrem Unglücke nicht verlassen. Marianne gab mir hierauf den Schlüssel zu dem Schreibpulte ihres verewigten Mannes, und sagte, „sehen sie zu ob sie etwas finden, was mit dem letzten Willen meines Mannes in Verbindung steht, ich habe noch einmal in den letzten Tagen vor meiner Niederkunft alle Papiere durchgesehen, und vermuthe nun, in welcher Beziehung diese Briefe und die Ausgaben meines seligen Mannes für den verewigten Hermann B..., mit Ihnen stehen; ich hatte auch bereits, da ich nicht wußte, ob ich die schwere Stunde meiner Niederkunft, nach so großer Gemüths-Aufregung, überleben würde, meine letztwilligen Anordnungen getroffen, daß Sie zum Vormunde meiner Kinder", ein Thränenstrom unterbrach ihre Stimme, „ernannt werden möchten, und Ihnen namentlich das Schreibpult meines seligen Mannes, das mehrere Familiengeheimnisse enthalte, versiegelt übergeben werden möchte. Ich hatte dasselbe also auch gerichtlich versiegeln lassen, und bitte Sie nun diese Siegel wieder abzunehmen." —

Nachdem ich mich einige Stunden der Ruhe überlassen, hierauf einen Gang nach dem Friedhof, an das Grab meines verewigten Freundes, gemacht, und dem Andenken an den theuren Verblichenen eine Thräne geweiht hatte, gieng ich in das Studier-Zimmer. In der Ecke neben dem Schreibpulte, sah ich noch den Stock stehen, welchen ich aus einer jungen Eiche an dem Walchensee vor langen Jahren geschnitzt und meinem Freunde gegeben hatte, alle jene Erinnerungen tauchten in mir auf, sie sollten bald noch in lebhafteren Farben mir vor die Seele geführt werden.

Mit einer heiligen Scheu öffnete ich das Pult, es lag und stand alles noch, wie es vor dem Tode des Freundes gelegen und gestanden hatte. Ich las Blatt für Blatt durch, jedes Schnitzchen Papier durchforschte ich, selbst den Papierkorb durchsuchte ich, ob nicht irgend eine auf mich bezügliche Notiz zu finden sey, allein es fand sich nichts, denn alles vorhandene bezog sich nur auf pfarramtliche Geschäfte meines verewigten Freundes. Ich öffnete nun jenes nochmals versiegelte Fach, in welchem jene Briefe vorhanden waren, und ich fand allerdings nichts Anderes vor, als was mir Marianne schon geschrieben hatte, nämlich ein Paquet Briefe mit der Ueberschrift von der Hand des Dr. Hermann B. in M.: „Briefe meines Freundes Wilhelm S. an diesen zu übergeben.“ Dann ein Paquet Briefe mit der Ueberschrift von meinem verstorbenen Freunde Wilhelm S. „Briefe und Rechnungsbelege von meinem Freunde

Dr. Hermann B. in M., und ein Paquetchen Briefe ohne besondere Ueberschrift von mir an den Seminaristen Wilhelm S. in M. Außer diesen drei Paqueten fand sich noch ein in Leder gebundenes Quartbuch, mit der einfachen Ueberschrift „Rechnungsbelege;“ es war mit einem Bande umwickelt, als ich es öffnete, fand ich Rechnungen, aus welchen ich eigentlich nicht recht ersehen konnte, wie diese mit meinen verstorbenen Freunden in Zusammenhang standen, an dem hinteren Deckel des Buches fand sich eine Klappe wie an einer Brieftasche, in dieser waren einige Briefe von einer weiblichen Hand enthalten, aus deren Inhalt mir aber auch noch nichts klar wurde, ob ich nun gleich ahnte, in welchem Zusammenhange sie mit meinen Freunden stehen mochten. Um also in der Sache klar zu werden, fieng ich an, die Briefe zu lesen, wobei ich die zu einander gehörenden numerirte und sie bezeichnete, woraus sich ein fast ganz zusammenhängender Briefwechsel zwischen beiden Freunden ergab, durch welchen mir ein tiefer Blick in ihr Seelenleben wurde.

Erst jetzt, nachdem auch die Gattin meines Freundes ihrem verewigten Manne in ein besseres Leben nachgefolgt ist, nehme ich keinen Anstand, diese Briefe zu veröffentlichen, indem ich alles vermieden habe, was die noch lebenden Familienglieder kenntlich machen könnte, und nachdem ich mich mit den Kindern meines verewigten Freundes, meinen Mündeln, über die Zulässigkeit der Herausgabe derselben vereinigt hatte. —

L . . . den 15. Mai 1828.

Lieber Hermann!

Gestern bin ich glücklich hier angekommen, und das Erste was ich thue ist Dir zu schreiben. Vor allem, da Du gerne die Außenseite zuerst kennen lernest, denn Du sagst ja immer, man sehe es der Haselnuß an der Schale an, ob ein Wurm darin sey, muß ich Dich mit diesen Außenverhältnissen, mit dieser Schale bekannt machen. Der Pfarrer, dessen Vikar ich geworden bin, ist ein gutmüthiger Greis von einigen 70 Jahren, seine Frau ist noch ein rüstiges, redseliges Mütterchen von fast gleichem Alter, die dritte Person der Familie ist ein Sohn, der mir wahrscheinlich am meisten zu schaffen machen wird, denn ob er gleich gegenwärtig ganz vernünftig ist, so soll er doch von Zeit zu Zeit in Wahnsinn gerathen und dann gefährlich werden, weßhalb er auch schon einige Zeit im Irrenhaus zugebracht hat. Die Bibel scheint in meinem Hause weniger zu gelten als die Stunden der Andacht, denn nach dem Abendessen sondirte mein alter Herr sogleich meine theologischen Ansichten, er sprach darüber, daß die neue Theologie vom Lichte der Philosophie beschienen werde, daß man vorzüglich den Satz: das Gute um des Guten willen zu thun, zur Geltung bringen müsse; die Vernunft habe nun auch im Volke Wurzel gefaßt, man müsse daher vorzüglich

die Moral bei der Predigt hervorheben, und namentlich die Wunder so viel wie möglich unberührt lassen. Denn das Volk sey nun einmal selbstdenkend geworden, unser Volk hänge nicht an Wundern, wie die Juden, für jene seyen Wunder nöthig gewesen, für uns seyen diese nicht mehr zeitgemäß. Namentlich müsse man aber, wenn ja von Wundern die Rede sey, auf die Wunder in der Natur hinweisen. „Da lesen Sie Herr Vikar," fuhr er fort, „einmal in den Stunden der Andacht vom gestirnten Himmel und von dem Gefühl, welches uns dabei ergreift, wie uns der Anblick desselben zu Gott erhebt, und wie wir dadurch zu bessern Menschen werden. Dreißig Jahre habe ich nun dieser Gemeinde vorgestanden, und habe ihr die reine christliche Moral gepredigt, und habe sie mit einer vernünftigen Ansicht über das Christenthum belehrt, aber in unserer Gemeinde ist auch Friede, Ruhe und Ordnung gewesen. Treten Sie in meine Fußstapfen Herr Vikar, lehren Sie diese Moral, weißen Sie auf die Tugend und die Unsterblichkeit hin, und der Friede wird in unserer Gemeinde erhalten werden; darin besteht aber die Hauptsache, daß Frieden in der Welt sey, und Jeder sein Brod in Ruhe genießen könne. Ich muß mit Ihnen offen in dieser Angelegenheit reden, denn Sie können glauben, daß ich Erfahrung besitze. Sehen Sie wie es in andern Gemeinden hergeht, eine Stunde von hier, in M. war mein Herr Amtsbruder auch genöthigt einen Vikar anzunehmen. Dieser junge Mensch kommt von Erlangen, hat dort Dinge gehört die er nicht gehörig verdaut hat, will

die Welt reformiren, sagt die Gemeinde habe keinen Glauben, sie seyen abgefallene, irregeleitete Schafe, behauptet die Vernunft sey gottlos, man müsse sie gefangen nehmen unter den Glauben, in den gekreuzigten Christus sey Trost zu finden, alle welche an ihn nicht glauben seyen der Hölle verfallen; ja zum Beweise, sehen sie hier dieses Büchlein an, das sogenannte Herzbüchlein, ein schon lange verbotenes Buch, ein Buch, welches den größten Aberglauben zu verursachen, uns in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters zurückzuwerfen geeignet ist, ein Buch mit den gräßlichsten Zerrbildern, das Böcke, Teufel, Schweine, Schlangen im Herzen des Menschen abgebildet enthält, also ein solches Buch, und dabei schlug mir der Alte die Blätter auf, ein solches Schandbuch verbreitet dieser Vikar. Aber nicht genug, er hält Conventikel; die Kaffeeschwestern und liederlichen Weibspersonen, welche sonst täglich zusammenkamen, um über die ehrlichen Leute des Ortes zu räsonniren, diese versammelt er um sich, und diese bilden sich nun ein, sie wären wiedergeboren, und sehen auf die andern mit Verachtung herab. In der Gemeinde herrscht schon eine große Spaltung, und was noch mehr ist, selbst einige aus unserer Gemeinde laufen hinüber, um diesen Vikar predigen zu hören und stecken mir noch die ganze Gemeinde an." Ganz ereifert schwieg er stille mit Erwartung des Erstaunens von meiner Seite und einer Antwort mich ansehend. Aber ich erstaunte weder, noch wußte ich sogleich die rechte Antwort zu finden und schwieg deßhalb. Der Alte

fuhr also fort: „ich erwarte von ihnen Herr Vikar das Beste, denn sie sind mir als ein eifriger Mann geschildert worden, führen sie meine Gemeinde auf dem rechten Weg fort, auf welchem sie unter meiner Leitung nun seit vielen Jahren glücklich gewandelt ist, damit wir nicht ähnliche Spaltungen wie in M. zu beklagen haben, denn das gefährlichste bei den Gemeinden ist der geistliche Hochmuth, dieser ist es aber, welcher in den jungen Köpfen, welche von der Universität kommen, spuckt, und mit welchen sie sich und ihre Gemeinden ins Verderben stürzen." Um doch Etwas zu antworten, sagte ich: „würdiger Herr Pfarrer, ich danke ihnen für ihren gütigen Rath, ich werde mich bemühen mir ihre Zufriedenheit zu verdienen und meinem Eide und der Pflicht, welche mir unser heiliges Amt auferlegt, nachzukommen bestrebt sein." Ich bat ihn, ob er mir erlauben wollte, das Herzbüchlein mit in mein Zimmer zu nehmen um es näher zu prüfen, da mir dasselbe noch nicht unter die Hände gekommen sey. „Noch eines Herr Vikar," erwiderte der Alte, indem er mir das Büchlein in die Hände gab, „hüten sie sich vor dem Umgang mit diesem Menschen, denn er hat, was fast nicht glaublich erscheint, meinen Herrn Amtsbruder G., welcher ähnliche Grundsätze wie ich vertrat, welcher ein fröhlicher und gesellschaftlicher Mann war, mit seinen Grundsätzen angesteckt; sie werden ihn kennen lernen und werden bestätigt finden, was ich ihnen jetzt gesagt habe." Ich wünschte meinem alten Pfarrer gute Nacht und zog mich auf mein Zimmer zurück. Daß ich begierig bin

sowohl den Vikar in M. als den Pfarrer G. kennen zu lernen, kannst Du Dir denken; über den Alten will ich nichts sagen, denn Du wirst aus dem Gesagten wissen, wes Geistes Kind er ist. Das nächstemal mehr.

Der Friede unseres Herrn sey mit Dir und Deinem

Wilhelm S.

M. den 25. Mai 1828.

Lieber Wilhelm!

Dein Brief hat mich recht gefreut, denn ich fühle mich seit Du fort bist sehr allein. Wollte sich schon nach Klausens Abgang zu unserm zerrissenen Kleeblatt kein neues Blättchen gesellen, so waren wir uns gegenseitig um so näher gerückt, um so unentbehrlicher geworden, und zur Freundschaft Geliebter, gehört doch auch der Druck der Hand und der unbeschreibliche Blick, in welchem uns das Wohlwollen und die Freude des Freundes entgegenstrahlen, der Brief ist ein mageres Auskunftsmittel für Blick und Rede. Doch das Leben ist ein ewiges Verbinden und Trennen, man muß sich zeitig daran gewöhnen, um sich auf die lange Trennung von allen Lieben vorzubereiten. Dein alter Pfarrer gefällt mir, er ist ein etwas trockener Rationalist, der mit seinem Satze, man müsse das Wunderbare in der Natur suchen und den Frieden über Alles setzen, zuletzt die rechte Lebensphilosophie ergriffen hat, durch welche allein das

Glück der Menschen begründet werden kann. Du hast Dich wohl immer mehr zur streng biblischen Ansicht hingeneigt, und ich lasse sie auch gelten für den, welcher sich mit seiner Vernunft ihr gegenüber abfinden kann, aber lieber Wilhelm, wollen wir doch ehrlich seyn, belügen wir uns zuletzt nicht selbst; — was ist uns näher, Vernunft oder ein gedrucktes Buch. Ist nicht die Vernunft die edelste Gabe, welche wir von Gott erhalten haben, ist sie nicht der Probirstein für Wahrheit und Lüge, für Recht und Unrecht, für gut und böse. Und wie, wenn die fürchterlichste der Sünden, die Sünde gegen den heiligen Geist, eben diese Verläugnung der Vernunft wäre. Wer ist der heilige Geist? wer anders, als die tiefe, heilige, innerste Wahrheit, die in uns liegt, das ewige Gesetz; nicht auf Steine geschrieben, sondern Wesenheit des Menschen; göttliches Bild in vergänglicher Form. Seit Du fort bist, habe ich viel darüber nachgedacht, ja mein erster Gedanke beim Erwachen, und mein Letzter, wenn ich die Augen schließe ist dieser innere Streit zwischen Vernunft und Glaube. Ich bin in einem inneren Kampfe begriffen, welcher beruhigt wurde durch Deine Gegenwart, denn Du verstandest es, meine Zweifel durch Gründe zu beschwichtigen, wenn auch nicht zu widerlegen, nun aber, da Du fort bist, fordert die Vernunft ihre der Freundschaft geopferten Rechte, ich will lieber sagen, ihre dem freundlichen Zusammenleben geopferten Rechte, denn ich fürchtete Dich zu betrüben und Deinen innern Frieden zu stören, wenn ich mit der eiser-

nen Consequenz des Denkens Deine Schlüsse, welche zwar an sich richtig schienen, doch auf falschen Vordersätzen beruhten, als unrichtig hätte widerlegen müssen. Es erschien mir als ein Verrath gegen Deine Freundschaft. Nun sehe ich Dich nicht mehr, und ich muß es sagen, auch wenn Du mir Deine Liebe entzieheſt, was Du aber nicht kannst, ich muß Dich betrüben, und doch, ich kann nicht anders, Wahrheit ist Wahrheit und bleibt Wahrheit. Ich muß Dich warnen, denn Du beleidigst Dich selbst, Du suchst das Licht in Dir zu erlöschen, oder wenigstens in Schatten zu stellen, Du suchest Dir Ruhe zu erwerben, denn Du willst Prediger des Evangeliums werden, und bist es schon, Du hast einen Eid abgelegt, das als Wahrheit zu lehren, zu bekennen und darauf Dein Seelenheil zu begründen, was Du mit Deiner Vernunft nimmermehr in Einklang zu bringen vermagst. Geliebter, ich habe auch Theologie studirt, obwohl nur um den Willen meiner Mutter zu thun, ich glaubte, ich könne auch die christliche Lehre mit meiner Vernunft vereinigen, ich habe oft geseufzt: Herr hilf mir aus diesem Zwiespalt; was ist wahr, dieses gedruckte Buch, was man für Dein Wort ausgiebt, oder diese mir angeborne, diese mit unserem Wesen vereinigte Quelle der Wahrheit, die Vernunft und das Gewissen. Ich habe Dir diese Kämpfe verschwiegen, ich kann Dir den endlichen Sieg meiner Vernunft meines Gewissens, nicht vorenthalten, das bin ich überzeugt, falls Du zu gleichen Consequenzen, wie ich gelangen solltest, so müßtest Du ein Amt auf-

geben, was sich mit deinem Gewissen nicht verträgt. Das höchste im Menschen aber ist Wahrheit; die größte Niederträchtigkeit — die Heuchelei. Ich gestehe Dirs, so schmerzhaft mir es war als mir mein Onkel schrieb meine Mutter sey gestorben, so fiel mir doch ein Centnerstein vom Herzen; Du konntest es nicht mit meiner sonst so großen Besorgtheit und Aengstlichkeit für die Gesundheit meiner Mutter zusammenreimen, nun nach der Nachricht ihres Todes kaum eine Spur von Trauer an mir zu bemerken, aber Geliebter, wie konnte ich am Tage, an welchem ich zum freien Mann gereift war, trauern. Der Lebendigen hätte ich mein Leben geopfert, die Gestorbene konnte ich nicht mehr betrüben. Ich war frei geworden — es war mir wie dem Leibeigenen, dem der Tod seines Herrn die Freiheit gegeben. Ich war frei geworden — ich war ruhig, der Kampf hatte ausgetobt in meiner Brust. Geliebter, Du hast keine Verpflichtungen wie ich gegen eine Mutter, Deine Eltern schlafen schon längst, wirf ihn hinweg den Schleier, der Deine Vernunft umhüllt und wage es, sey ein Mann! Wenn ich Dich nicht so liebte, so würde ich Dich nicht zu betrüben wagen, aber ich weiß, daß Du ebenfalls kämpfst, daß Du im Streite liegst wider Deine Vernunft, aber die Wahrheit will nicht zum Siege gelangen. Du bietest ein Heer von Spitzfindigkeiten auf, um Deine Bibel zu retten, um Deine Wunder nicht fallen zu lassen, aber Deine Spitzfindigkeiten werden Dich im Stiche lassen, handle, ehe es zu spät ist; die Philologie steht Dir offen, sie bindet Dich durch keinen Eid etwas für wahr

zu halten und als Wahrheit zu lehren, was dem Gesetze der Wahrheit widerstreitet. Confucius, Sokrates, Plato und Kant werden Dir mehr bieten als Moses mit seinem sich in Schlangen verwandelnden Zauberstab und der Gekreuzigte mit seiner Verwandlung des Wassers in Wein, seiner Speisung von 6000 Personen mit 5 Fischen und 7 Broden, wobei noch 12 Körbe Brocken aufgehoben wurden, oder dem Verdorrenmachen des Feigenbaums, welcher keine Früchte trug zu einer Zeit, in welcher er keine Früchte tragen konnte. Ich werde bitter, aber Geliebter, wenn man lange geheuchelt hat, so mischt sich die Galle unter die Wahrheit, und ich darf nicht hoffen, Dir dadurch wehe zu thun, da Dir gewiß auch in dieser Beziehung Skrupel gekommen sind. Nehme die Quintessenz des Christenthums „liebe Deinen Nächsten als Dich selbst und Gott über Alles", oder den noch deutlicheren Satz „was Du nicht willst das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht", so brauchst Du die Wunder nicht, denn diese Sätze sind so vernünftig und wahr, als es überhaupt nur eine Wahrheit geben kann; was soll uns aber damit gedient seyn, daß Jesus im Aerger darüber, einen Feigenbaum, an welchem er eine Frucht zur Erquickung sucht, zu einer Zeit, in welcher er keine Früchte trägt, verdorren macht, weil er keine Früchte an ihm findet. Wollen wir es uns nur eingestehen, eine solche Handlung konnte wohl von einem großen Wunderthäter verrichtet werden, wenigstens wird sie im neuen Testament als von ihm ausgeübt erzählt, ich frage Dich aber auf's Gewissen,

ob ein vernünftiger Mann reife Aepfel von einem Apfelbaum in der Zeit seiner Blüthe pflücken will, und wenn er sie nicht findet, dann im Aerger über den unfruchtbaren Baum diesen umhauen läßt. — Ich will hier keine Kritik über jene Stelle schreiben, denn mit ein wenig Witz läßt sich beweisen, daß 2 mal 2 fünf ist, aber Niemand kann leugnen, daß sie dasteht, wie es wohl auch Jedermann erlaubt seyn wird, seine eigenen Gedanken darüber zu haben. Doch genug für heute, ich schließe mit den Worten unseres Göthe: „schädliche Wahrheit ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum, jene heilet den Schmerz den sie vielleicht erst erzeugt.“ Sei mir nicht böse, beweise mir, daß ich unrecht habe, und dann werde ich gerne das pater peccavi anstimmen; stets Dein treuer

Hermann.

L.... 8. Juni 1828.

Lieber Hermann!

Wenn ich Dein Inneres nicht gekannt, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du aus Liebe zu mir und um die freundlichen Stunden des Beisammenseyns nicht zu trüben Deine innerste Ueberzeugung mir vorenthalten habest, so würde mich Dein Brief sehr schmerzlich berührt haben; da ich aber recht wohl wußte, daß Du die Theologie nur aufgegeben hattest, um den Kampf in Deinem Innern zum Vortheile der

Vernunft zu entscheiden, und um Dir dadurch Ruhe zu verschaffen, so war mir im Gegentheil Dein Brief eine Versicherung, daß Du nun Deinem Freunde nichts mehr verbergen willst, sondern ihm Dein Innerstes zeigst wie es ist. Du glaubst, Du habest die Wahrheit gefunden und findest damit zugleich den Trost und den Frieden, welchen der Christ nur durch den Glauben erringt. Du glaubst auch mich im Wahne befangen, und meinst, in mir schwanke der Kampf zwischen Vernunft und Glaube, und warnst mich vor dem Untergang und räthst mir, die Wahrheit zu ergreifen und der Vernunft die Wahlstatt zu überlassen. Du warnest mich vor der Heuchelei, und Du thust wohl, denn ich anerkenne es, daß sie das gefährlichste Laster ist. Du meinst es gut und ehrlich mit Deinem Freunde und möchtest ihn vom Verderben retten, denn die Heuchelei vergiftet die Seele. Aber Theurer! sey versichert, daß ich so gut wie Du meine Vernunft gebraucht habe, um die Wahrheit zu finden, denn sie ist das Medium, durch welches man die Wahrheit findet, aber sie ist nicht die Wahrheit selbst; es sey auch ferne, mit Dir durch Spitzfindigkeiten, zumal bei einer so ernsten Sache, zu streiten, sondern eben blos mit den Waffen desselben Vermögens, mit welchen Du gegen mich — nicht so wohl gegen mich, als vielmehr gegen das Christenthum, gegen die meinem Herzen theuer gewordene Wahrheit; nicht allein gegen diese, sondern auch gegen den Mann Gottes, gegen unsern Herrn, ja gegen denselben auftrittst, dem wir jene edle Gabe verdanken. Auch ich ziehe die

schädliche Wahrheit dem nützlichen Irrthume vor, auch ich fliehe die Heuchelei als die Pest der Seele, aber dasjenige, was Du Wahrheit nennst, und als alleinige Wahrheit betrachtest, ist noch nicht die Fülle der Wahrheit. Die Wunder sind Dir der große Anstoß, sie vereinigen sich nicht mit Deiner Vernunft, und da diese ein allgemeines Vermögen ist, so meinst Du, es müsse jeder so denken und meinen wie Du, es könne nichts darüber, nichts darunter geben, Dir genügt die Moral, Du möchtest einen Christus haben, der wie Kant auf seinem Katheder den kategorischen Imperativ erklärt, so könnet und so müsset ihr handeln, nach dieser Richtschnur müsset ihr leben. Nur schade, daß wir bis jetzt noch so wenig Früchte von der Kantischen Vernunftreligionslehre bemerken konnten, welche ohne Wunder gewiß auch nie das Wunder der Umwandlung eines zum Bösen geneigten menschlichen Herzens bewirken wird; während dieses Wunder doch so oft durch den Glauben an Christus geschieht. Weil Dir ein Erfahrungssatz sagt, daß ein schwerer Körper im Wasser untersinken müsse, so kann ein Mensch nicht auf den Wogen eines See's wandeln; weil der Wein aus dem gährenden Safte der Traube entsteht, so ist's unmöglich, daß man Wasser in Wein verwandeln könne; weil das Brod aus Getreide gebacken und letzteres zuvor gemahlen werden muß, so ist's eine Unmöglichkeit, aus 5 Broden so viele Brode hervorzubringen, daß man damit 4000 Mann sättigen könne und dann noch 12 Körbe Brocken übrigbleiben. Allerdings, es sind dieses nach unsern naturwissen-

schaftlichen Begriffen Unmöglichkeiten. Aber was ist das Wunder anderes, als das Ungewöhnliche. Das Wasser verwandelt sich alljährlich bei seinem Durchgang durch die feinen Röhre der Rebe unter dem Einfluß der reifenden Sonnenstrahlen in süßen Saft, welcher durch weitere Gährung in Wein übergeht; aus wenigen Getreidekörnern, welche kaum für einige Tausend Menschen zur Nahrung hinreichen würden, erwächst alljährlich eine Erndte zur Nahrung für Millionen Menschen. Was ist wunderbarer, die Verwandlung des Wassers durch die Gefäße des Rebstockes in süßen Traubensaft und der Vervielfältigung eines Körnchens zu hunderten von Körnern durch die Vegetation, oder die Verwandlung des Wassers durch ein Wort in Wein, oder die Vervielfältigung der Brode durch ein Gebet und einen dankbaren Aufblick zum Himmel. Es ist bei näherer Betrachtung wohl eines so wunderbar als das andere. Denn wir können eben so wenig begreifen wie das Wasser durch die feinen Röhren des Weinstocks in süßen Saft, oder das Korn in hunderte von Körnern durch die aufschießenden Halme verwandelt werde. Derjenige aber, welcher die Rebe — Wein und den Halm — Getreide hervorzubringen hieß, wird wohl auch die Macht haben zum Wasser zu sagen: werde Wein, und zum Brode: wachse in die Menge. Das Wunder in der Bibel ist nicht größer als das Wunder in der Natur, beide sind hervorgegangen aus der Kraft Gottes. Wer freilich durch seine Vernunft zu dem Schluß gekommen ist, „Gott habe die Welt erschaffen und diese

dann ihrem Schicksale überlassen", für den werden blos die natürlichen Wunder bleiben, die vom gewöhnlichen Gange der Natur abweichenden, werden ihm unmöglich erscheinen; wer aber zu dem richtigeren Schlusse gelangt ist, Gott ist mit seiner Schöpfung in fortwährender Beziehung geblieben, für den können die in der Bibel erzählten Wunder nichts Ueberraschendes darbieten, nichts Unbegreifliches seyn, in so weit uns nämlich überhaupt die Erscheinungen in der Natur begreiflich sind. Denn mag auch die fortschreitende Naturforschung immer tiefer in die Verborgenheiten des Lebens eindringen, so wird sie doch an einer Grenze ankommen, welche sie nie überschreiten kann, sie wird die Frage, warum der Weinstock, welcher mit einer Wermuthpflanze, einer Rose und einer Mohnpflanze in ein und demselben Beete wächst, süßen Traubensaft, Wermuthbitter, Rosenduft und giftige Opiummilch hervorbringen, nie beantworten können, oder höchstens sagen, es liegt eben in der ursprünglichen Organisation dieser Pflanzen, jene verschiedenen Stoffe zu produciren, womit aber nichts gesagt ist. Wie vage sind die Behauptungen jener neueren Theologen und Philologen, welche ihrer Vernünftelei zu lieb, und um ihre rationalistische Leerheit mit fremden Federn zu verdecken, die neueren Fortschritte in den Naturwissenschaften als widerstreitend mit der schlichten biblischen Erzählung von der Schöpfung darstellen, und dem Moses rohe und beschränkte Naturansichten andichten, weil er noch durch kein Teleskop die Sonnenflecken beobachtet, oder durch das-

selbe Instrument bemerkt hatte, daß die Fixsterne leuchtende Punkte seyen, was er wohl auch so gut wie wir mit bloßen Augen sehen konnte. Man spricht immer von Vernunft und vernünftiger Naturanschauung, man beliebe aber doch auch nur nicht gleich das Kind mit dem Bade hinauszuschütten, und sehe erst recht, ehe man richtet, tadelt und verwirft, denn so geziemt sichs Leuten, welche sich der Vernunft rühmen und als Philosophen glänzen wollen. Leider gehen aber diese Herren mit vornehmen, selbstgenügsamen Achselzucken an der Bibel vorüber, indem sie sagen: es ist das älteste Buch, enthält manche Wahrheit, manche historischen Data, aber für unsere aufgeklärte Zeit ist es nicht mehr passend, was können wir mit den rohen Ansichten und dem Aberglauben eines Hirtenvolkes, was mit seinen nicht Erfüllung gegangenen Hoffnungen auf einen Messias, durch welchen es die mächtigste Nation der Erde werden sollte, was endlich mit den Wundergeschichten eines Mannes anfangen, welcher wähnt, ihm sey der Beruf jenes ersehnten Messias geworden, und welchen seine befangenen Jünger, rohe, ungebildete Leute aus der niedrigsten und verachtesten Klasse des Volkes, dafür hielten, aus deren Erzählungen sich dann Lebensgeschichten dieses Mannes entwickelten, welche mit jenen dunklen Ahnungen und Sagen für das kommende Messiasreich als geschehen ausgeschmückt wurden. Freilich solchen hochgelehrten Weisen und solchen schlagenden Vernunftgründen gegenüber, läßt sich sehr wenig entgegnen, aber gerade auf jene ist das Wunder mit dem verdorrten Feigenbaume anzu-

wenden. Sie grünen und haben den Schein als ob sie Früchte hervorbringen könnten, so daß selbst Christus von ihnen eine Frucht zur Labung brechen will, er findet sich getäuscht und auf seinen Fluch verdorren sie. Und Lieber! haben wir nicht dieses Wunder in unseren Tagen erlebt, haben nicht die gelehrten Kritiker die Evangelien in Mythen aufgelöst und dadurch selbst das Volk theilweise vom Glauben abgewendet, aber siehe da, Petrus kann wieder sprechen: „Rabbi, siehe, der Feigenbaum, den du verfluchet hast, ist verdorret." Geliebter Freund! ich bitte Dich, mache Deine Augen auf und bitte Gott, wie ich es auch thue, daß er sie Dir öffnen wolle, und Du wirst sehend werden und wie Simeon Gott loben und danken, daß Du den Messias gefunden hast; wie Du mich bittest, ich möge mich vor Selbsttäuschung hüten und vor der Gefahr der Heuchelei, ich möge lieber der Theologie den Rücken kehren und mich der Philologie zuwenden, da ich dann nicht mehr gebunden wäre, etwas zu glauben, was mit meiner Vernunft nicht übereinstimme, so bitte ich Dich umgekehrt, lese, mit dem aufrichtigen Wunsche, die rechte und die alleinige Wahrheit zu erkennen, die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und die Briefe Pauli, nehme dann eine Weltgeschichte zur Hand, gleichviel welche, sey sie von einem Feinde oder Freunde des Evangeliums geschrieben — die Thaten stehen fest und diese Thaten reden — und frage nun bei deinem Gewissen an, und kannst Du dann noch bestimmt und ruhig sagen, das Evangelium ist eine Mythe, es verträgt sich nicht

mit der Vernunft — so halte fest an Deinem Unglauben; fühlst Du aber die gewaltige Wahrheit der Schrift, bemerkst Du den beständigen Hauch Gottes in der Entwickelung unseres Geschlechtes, so wird es hell werden in Deinem Innern, und Du wirst auf die Kniee sinken und mit dem seine Hände in die Nägelmale des Herrn legenden Thomas ausrufen: „Mein Herr und mein Gott.“ Er erleuchte Dich, sein Frieden sey zwischen uns.

Dein

Wilhelm.

M... den 20. Juni 1828.

Geliebter Freund!

Habe Dank für Deinen lieben Brief, denn ich war in großer Sorge ich möchte Dich durch den Meinigen betrübt, oder mir durch mein offenes Geständniß Deine Liebe entzogen haben; und doch, ich war es meinem Gewissen schuldig, ich konnte Dir meine Ueberzeugung nicht vorenthalten, ich mußte ehrlich gegen Dich seyn, selbst auf die Gefahr hin, daß ich Dir gleichgültig würde. Wohl Dir, wenn Dein Glaube so stark ist, daß Du Dich durch ihn mit Deiner Vernunft abfinden kannst, — ich kann es nicht. Sey versichert, ich habe ehrlich gekämpft, was Du mir räthst, ich habe es versucht, ja ich gestehe Dir, als ich das erstemal in meinem 19. Jahre das neue Testament mit einer Art Heißhunger gelesen hatte,

da war mir seine Wahrheit so unumstößlich, es war mir, als ob ich plötzlich aus einem dunklen Kerker, in welchem ich Jahre lang geseufzt hatte, in die herrliche blühende Gottesnatur versetzt worden sey, doch mein Theurer! es war nur ein kurzer, aber schöner Traum. Ein Vierteljahr darauf, als meine erste Liebeswallung schon etwas verraucht war, fiel mir die Schrift Kants, „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft,“ in die Hände, ich las sie, fast mit gleicher Begierde als das neue Testament, und als ich am Schlusse war, hatte sich auch die Ueberzeugung in mir geltend gemacht, daß ich mich einer Täuschung hingegeben, aus welcher ich nun wieder durch Kants Buch zur Besinnung gekommen war. Laß mich Dir eine Stelle aus diesem Buche mittheilen: „Vorausgesetzt, daß für die Sünden des Menschen eine Genugthuung geschehen sey, so ist zwar wohl begreiflich, „wie ein jeder Sünder sie gern auf sich beziehen „möchte, und wenn es blos auf's Glauben ankömmt, „(welches soviel, als Erklärung bedeutet, er wolle, sie „sollte auch für ihn geschehen seyn) deshalb nicht einen „Augenblick Bedenken tragen würde. Allein es ist „gar nicht einzusehen, wie ein vernünftiger Mensch, „der sich strafschuldig weiß, im Ernst glauben könne, „er habe nur nöthig, die Botschaft von einer für ihn „geleisteten Genugthuung zu glauben, und sie (wie „die Juristen sagen) utiliter anzunehmen, um seine „Schuld als getilgt anzunehmen und zwar dermaßen „(mit der Wurzel sogar), daß auch fürs künftige ein „guter Lebenswandel, um den er sich bisher nicht die

„mindeste Mühe gegeben hat, von diesem Glauben „und der Acceptation der angebotenen Wohlthat, die „unausbleibliche Folge seyn werde. Diesen Glauben „kann kein überlegender Mensch, so sehr auch die Selbst„liebe öfters den bloßen Wunsch eines Guten, wozu „man nichts thut oder thun kann, in Hoffnung ver„wandelt, als werde sein Gegenstand durch die bloße „Sehnsucht gelockt, von selbst kommen, in sich zuwege „bringen. Man kann dieses nicht anders möglich „denken, als daß der Mensch sich diesen Glauben selbst „als ihm himmlisch eingegeben, und so als etwas, „worüber er seiner Vernunft weiter keine Rechenschaft „zu geben nöthig hat, betrachte. Wenn er dies nicht „kann, oder noch zu aufrichtig ist, ein solches Ver„trauen als ein bloßes Einschmeichelungs„mittel in sich zu erkünsteln, so wird er bei „aller Achtung, für eine so überschwengliche Genug„thuung, bei allem Wunsche, daß eine solche auch für „ihn offen stehen möge, doch nicht umhin können, sie „nur als bedingt anzusehen, nämlich daß sein, so viel „in seinem Vermögen ist, gebesserter Lebenswandel „vorhergehen müsse, um auch nur den mindesten Grund „zur Hoffnung zu geben, ein solches höheres Verdienst „könne ihm zu Gute kommen. — Wenn also das hi„storische Erkenntniß von dem Letztern zum Kirchen„glauben, der Erstere aber als Bedingung zum rei„nen moralischen Glauben gehört, so wird dieser vor „jenem vorhergehen müssen." So weit Kant. Mit kurzen Worten möchte diese Stelle heißen: man müsse zuerst angefangen haben, ein guter Mensch zu werden,

ehe man zum Glauben gelangen könne, nicht sowohl der Glauben, als die ernste Bemühung zur sittlichen Besserung, sey die Bedingung zur Vergebung der Sünden; aus letzterer könne wohl der Glaube hervorgehen, nicht aber umgekehrt, jene aus diesem. Wollen wir deßhalb einmal absehen von den Wundern, welche mir und gewiß keinem consequent vernünftig Denkenden vereinbar mit einem vernünftigen Gotte sind, so ist doch der Mittelpunkt der christlichen Religion, der Glaube an Christus. Denn wie es Joh. 3, 18 heißt: „Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohn Gottes.“ Wir kämen nun durch den Glauben daran, daß vor so und so viel hundert Jahren ein Mensch, welcher Jesus hieß, gekreuzigt wurde, meine Sünden aufgehoben werden, wie ist es möglich, daß ich durch diesen Glauben ein besserer Mensch werden sollte. Jesus ist für seine Idee gestorben; nun, wie viele Tausende, ja Millionen kann man wohl sagen, sind nicht auch für ihre Idee gestorben, nur haben sie den Satz nicht aufgestellt, durch ihren Tod alles Böse, was je in der Welt geschehen ist und noch geschehen wird, unter der Bedingung des Glaubens an ihre Opferung ungeschehen gemacht zu haben. Wenn Decius in die geöffnete Erdspalte springt, im Wahne, er werde dadurch die Götter versöhnen und das Unglück von dem Vaterlande abwenden, so bewundern wir auf der einen Seite die That, die hohe Vaterlandsliebe des Decius, er glaubt die Erde wolle ein

Opfer haben und er versöhne dadurch die erzürnten Götter, er stirbt mit der Ueberzeugung, durch seine That der Retter Vaterlandes geworden zu seyn. Wir können aber auf der andern Seite nicht umhin, den Wahn dieses Mannes zu bemitleiden, der eine durch ein Erdbeben entstandene Erdspalte für ein Zeichen der zürnenden Götter hält, und in seinem Wahne so weit geht, sich in diese Spalte zu stürzen, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Läßt sich dieses nicht ganz auf Jesus anwenden? er opfert sein Leben in der Meinung, dadurch die Sünden der Menschen, welche bisher durch die gottesdienstlichen Opfer im Tempel versöhnt werden sollten, aufzuheben, und die Menschen durch seinen Opfertod mit Gott zu versöhnen, er suchte einen Wahn seines Volkes zu vernichten, welches glaubte, durch das Blut der Böcke und Schafe seine Sünden tilgen zu können, es ist ihm dieses auch einigermaßen gelungen, denn ein Theil seines Volkes bekehrte sich zu seiner neuen Opfertheorie, der andere Theil wurde später nach dem Untergang des Tempels, der heiligen Stadt und des jüdischen Staates gezwungen, das Opfer aufzugeben. Aber lieber Wilhelm! Du wirst eingestehen, daß Jesus für jenen Wahn der Versöhnung der sündigen Menschheit durch das Blut der Böcke und Schafe einen andern, nur etwas feinern Wahn gesetzt hat; jener Tausch sollte aber um so gefährlicher für die Vernunft werden, hat auch in gleichem Maaße traurige Früchte für die Menschheit getragen, als durch ihn die Vernunft zu Grabe getragen, der Wahn obsiegte und der Aberglaube trium-

phirte. Als ein Zeichen dieses Opfertodes hinterließ Jesus seinen Jüngern das Abendmahl; aus dem Blut der Böcke und Schafe wird Brod und Wein, und diese werden wieder — Fleisch und Blut. Das Opfer im Tempel wird in ein unblutiges Opfer verwandelt, in Brod und Wein, aber der alte Wahn sitzt zu fest in den schwachen Gemüthern, Brod und Wein bleiben nicht solche, sie sind wieder Fleisch und Blut; und welche bequeme Moral entwickelt sich aus dieser neuen Opfertheorie, man ißt und trinkt im gläubigen Hinblick auf den Tod des Gekreuzigten, und die Sünde verfliegt wie ein Rauch, das belastete Gewissen ist wieder frei. Nur noch ein Schritt, denn auch der Glaube hat seine vernünftigen Consequenzen, der Priester genießt für alle, er opfert täglich und befreit die sündige Menschheit von ihren Schandthaten, er besitzt das Amt der Schlüssel zu lösen und zu binden, ja er bindet die Seelen mit der Macht des Wahns, und befreit die Gewissen durch einen Heller von ihrer Last; er entbindet die Kinder von ihrem Gehorsam gegen ihre Eltern, die Freundschaft verwandelt er in Heuchelei, die Bosheit wird zur Tugend, denn ihm ist die Macht dazu gegeben nach den Worten des Evangeliums: „was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn."

Mögen ganze Völker in die abscheulichsten Laster versunken seyn, so blieb ihnen doch immer noch wenigstens das Bewußtseyn ihrer Lasterhaftigkeit; anders

war es im Mittelalter; die Menschen waren so tief gesunken, daß selbst das Bewußtseyn des Bösen, eingeschläfert durch den Wahnglauben, am Erlöschen war; denn die Vergebung der Sünden wurde von Hausirern als ein einträgliches Gewerbe betrieben, und wer sein Leben in der größten Lasterhaftigkeit hingebracht hatte, den sprach der Priester auf dem Todtenbette frei von aller Sünde, dagegen wurde die Kirche die Haupterbin und wuchs durch diese Seelenrettungen (der gerichtliche Ausdruck in den Testamenten) zur reichsten und mächtigsten Königin der Welt, vor der sich Kaiser und Fürsten in den Staub niederwarfen. Aber die Kirche gieng noch weiter, sie wußte selbst den verborgensten Gedanken in der verschlossenen Brust nachzuspüren, sie war nicht Herrin allein auf der Erde, sie war es auch im Himmel; ihre Macht erstreckte sich nicht allein über unsere irdischen Güter, unsern Leib, unsere Sinne und Gedanken, sie erstreckte sich auch über den Tod hinaus, sie öffnete die Thüre zur ewigen Verdammniß für den Ungläubigen, und die Thüre zum ewigen Leben und zur Seligkeit für den Gläubigen; denn durch ihren Stifter war auf sie alle Gewalt im Himmel und auf Erden übertragen worden (Matth. 28. 18), indem Christus zu Petrus, nachdem dieser auf seine Frage: für was ihn seine Jünger hielten, geantwortet hatte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und will dir des Himmels Schlüssel

geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn." (Matth. 16, 18 2c.) Wer kann nach diesem Ausspruche noch an der rechtlichen Oberherrschaft Roms zweifeln, jener Stadt, von welcher die weitere Verbreitung dieser Lehre ausgieng. Die Kirche war also ganz in ihrem Rechte, denn sie wollte ja nur die Seele retten, was sollten den Menschen die irdischen Schätze helfen, die sie nur dem Himmel entfremden konnten, die Kirche, als die an sich heilige, konnte durch jene Schätze nicht entheiligt werden, sie nahm den Fluch hinweg von dem Blutgelde durch ihren Segen und heiligte das Unreine. Meinst Du ein Philipp II., ein Alba und wie alle jene großen Heiligen heißen mögen, welche dem Himmel gerettete Seelen durch die Folter der Henker und das Feuer der Scheiterhaufen zuführen wollten, wären nicht davon überzeugt gewesen, daß sie Gott wohlgefällige Werke ausführten, und sich selbst dadurch die Seele retteten. Aber dieses sind die Consequenzen des Opfertodes Jesu. — Wenn Du durch das Studium der Evangelien, der Apostelgeschichte, der Briefe Pauli und der Weltgeschichte von der Wahrheit der im neuen Testamente geschilderten Thaten Jesu überzeugt worden bist, so bin ich im Gegentheil durch dasselbe Studium überzeugt worden, daß jener älteste Wahn unseres Geschlechtes, Gott durch Opfer zu versöhnen, welche zuerst in Menschenopfern bestanden, von Moses, welcher übrigens selbst noch Menschen opferte — in einen Opferdienst mit

dem Blute der Thiere umgewandelt worden sey, von Jesus durch sein eigenes Opfer aufgehoben, durch dessen Einsetzung des Abendmahls und den Glauben an seinen Opfertod zu einer neuen Flamme angefacht wurde, welche wie ein verzehrendes Feuer die Menschheit ergriff und sich zur endlichen Blüthe und Frucht in der Macht des Oberhauptes der Kirche und in ihrer Gewalt über die Gemüther der Menschen entwickelte, nach welcher Macht sie das vollkommenste Recht hatte: das Recht, welches die Jünger durch die Aufnahme des heiligen Geistes erhielten: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ (Joh. 20, 23.) Die Wahrheit, Geliebter! ist uns beiden theuer, wir sind beide eifrigst bemüht die Wahrheit zu finden, und uns in diesem Suchen nach Wahrheit gegenseitig zu unterstützen, aber ich frage Dich auf's Gewissen, was haben wir denn für ein Vermögen die Wahrheit zu erforschen und zu erkennen, als eben die Vernunft. Wollen wir deßhalb, weil ein Wahn so alt ist als die Geschichte der Menschheit, wollen wir dieses Alters wegen den Wahn gelten lassen; wollen wir das Mährchen, womit uns die Amme in Schlaf lullte, und welches uns als Kinder so höchlichst ergötzte, und dessen Wahrheit, so unwahrscheinlich es auch war, wir als Kinder nicht bezweifelten, weil wir damals noch kein Urtheil hatten, wollen wir dieses, da wir nun zu Männern gereift sind, fortspinnen, um uns damit den schönen Traum der Kindheit zu erhalten und nicht

die Tageshelle des Vernünftigseyns zu genießen?! Mit diesem Traum sind wir erwachsen, kaum haben wir uns dem Schooße der Mutter entrungen, kaum das erste Verlangen nach der Brust der Mutter gestillt, so werden wir durch die Sünden abwaschende Taufe, ohne uns um unsere Einwilligung zu fragen, in einen Bund aufgenommen, und unsere Taufzeugen bekennen für uns eine Lehre, die uns später in einen inneren Zwiespalt und in große Kämpfe mit unserm Gewissen, unserer Vernunft und unserer Ueberzeugung versetzt. Kaum können wir lallen, so lehren uns Mütter und Ammen das Kindergebet: „Lieber Herr Jesu mach mich fromm, daß ich zu Dir in Himmel komm." —

Dann vom sechsten Jahre an beginnt der Unterricht im Katechismus, es werden uns die unbegreiflichen Ideen von der Empfängniß einer Jungfrau des eingebornen Sohnes Gottes, dessen Kreuzigung, Tod, Höllen- und Himmelfahrt eingetrichtert, werden uns Begriffe von Sünde, von Versöhnung, von Gnade, von Wiedergeburt beigebracht, und nachdem man uns in einer Lehre von innerer Zerknirschung, Sehnsucht nach Vergebung von vorgespiegelten Sünden, zu bußfertigen Sündern hergerichtet hat, sind wir fähig geworden, Antheil zu nehmen an dem Opfertode des Gekreuzigten, und seinen Leib und sein Blut als einen Keim für die Unsterblichkeit in uns aufzunehmen. Glaubst Du Wilhelm, daß diese Eindrücke in das weiche Gemüth des Kindes, so ohne weiters über Bord geworfen werden können, nachdem das Kind zum

Jünglinge und zum Manne herangereift ist; — nein Lieber! sie hinterlassen Narben und schmerzen Zeit lebens. Empfingen wir sie nicht diese Wunden, schläferte und schüchterte man uns nicht schon mit der Muttermilch und in der Wiege mit Gespenstern ein, überhaupt mit Dingen, welche nur aus der Krankhaftigkeit und der Schwäche unseres Geschlechtes hervorgegangen sind, wir würden weder Gespenster fürchten, denn wie kann man etwas fürchten, das man nicht kennt, noch Dingen, welche einer klaren, vernünftigen Erfahrung widersprechen, Glauben schenken. Wir würden aber unbefangener handeln, weil freier; wir würden das Gute thun, weil es vernünftig ist, und das Böse hassen und meiden, weil es unvernünftig ist. Das größte Bollwerk der Vernunft ist ein gutes Gewissen, der Vernünftig handelnde ist auch der Gewissenhafte, der Unvernünftighandelnde der Gewissenlose. Ich frage Dich und appellire an Deine freie und unbefangene Vernunft, ist nicht die ganze christliche Versöhnungslehre ein Heilpflaster für das verwundete Gewissen? ist sie nicht ein Ruhekissen, damit Schufte, welche ihr ganzes Leben ihre Vernunft nicht gehört, um ihren Lüsten fröhnen zu können, ihr Gewissen mit allerlei Spitzfindigkeiten übertäubt und eingeschläfert haben, endlich die letzte harte Stunde des Lebens mit dem letzten Rest der Spitzfindigkeiten, mit dem Bekenntniß des Glaubens an den Gekreuzigten und der dadurch erwarteten Seligkeit durch den Genuß einer Oblate besiegeln können. Und ich frage Dich weiter, wie viele Tausende haben nicht auf jenen Glauben hin die

Ermahnungen der Vernunft und des Gewissens erstickt, denn so viel Zeit, hofften sie, würde ihnen immer noch übrig bleiben, um die Formen und Formeln der Kirche zu erfüllen und einen rechtsgültigen Paß für die Reise in ein anderes Leben zu erhalten, vermöge welchen sie ungehindert durch die Thore des himmlischen Jerusalems passiren können. Ich bitte Dich, Geliebter! nicht böse zu seyn, wenn ich hie und da Deiner christlichen Ueberzeugung zu nahe getreten bin, allein ich glaubte dadurch, daß ich gerade jene Seiten hervorhob, welche die Unzulänglichkeit und die Gefahr, welche der Sittlichkeit durch den christlichen Glauben drohen, Dir die Nothwendigkeit darzulegen, Deinen Glauben mit dem Prüfstein der Vernunft und des Gewissens zu untersuchen, und findest Du ihn dann noch lauter, so mögest Du selig durch ihn werden, ich aber will mich dann unter die Starken zählen (heißt so viel als die Vernünftigen), welche nach Mark. 2, 17 des Arztes nicht bedürfen, und Dich, wenn auch nicht in Deiner Glaubenskrankheit bedauern, doch auch nicht gerade um die Seligkeit der geistlichen Armuth beneiden. Lebe wohl, der Frieden, welchen die Vernunft, und die Ruhe, welche ein gutes Gewissen bietet, sey mit Dir wie sie es sind mit

Deinem

Hermann.

L... den 12. Juli 1828.

Lieber Hermann!

Bevor ich zur Beantwortung Deines Briefes vom 20. v. M. übergehe, will ich Dir noch einige Erlebnisse aus meiner neuen Stellung mittheilen, die Dich wohl auch interessiren werden, wie ich Dich ebenfalls darum bitte, mir in Deinem nächsten Briefe Etwas aus Deinem Leben mitzutheilen, denn es ist immer erfreulich, etwas von den äußeren Beziehungen, in welchen sich der Freund befindet, zu erfahren; oder solltest Du über Deinen tiefen Studien Kants und der Verfolgung seines kategorischen Imperativs die Außenwelt ganz vernachläßigen? Es ist nothwendig, daß man mit Menschen umgehe, und ich würde Dir rathen, Dich nicht so von aller Welt entfernt zu halten, denn das Leben bietet uns manchmal plötzlich eine Wahrheit dar, die wir vergeblich in unserm Studirzimmer suchten; wenigstens habe ich dieses nun schon in den wenigen Wochen meines neuen Wirkungskreises gefunden. Das Leben ist eine andere Quelle der Erkenntniß als die Katheder unserer Professoren. Mir kommt es vor, als befinden wir uns in unserem Studentenleben auf einem hohen Berge und sehen die Welt vor uns ausgebreitet, mit ihren Wäldern, ihren Wiesen, ihrem fruchtbaren Ackerland, durchschlungen von den langgedehnten gelben Bändern der Landstraßen und den silberglänzenden Flüssen, zwischen welchen Dörfer und Städte in klarem Dufte hervortauchen, aber alles ist mit einem feinen Schleier umzogen, zu uns dringt nicht das

Geräusch der Städte, wir sehen nichts vom Schweiße des Landmannes, womit er seinen Acker bebaut, wir hören nicht die Seufzer von den Tausenden, welche in Sorgen sind, oder welche von dem nagenden Gewissen hervorgestoßen werden. Wir sehen die Welt als ein schönes Bild an und vergnügen uns an der Aussicht, in welches Vergnügen sich zuweilen die Sehnsucht mischt, vom Berge herabzusteigen und sich in das bunte Gewimmel des Lebens zu mischen. — Ja es ist anders, lieber Hermann! das Leben von der Ferne, von der Vogelperspektive unserer Studentenschaft aus betrachtet, und in der Nähe besehen; es waltet hier ein Ernst, ein fürchterlicher Ernst; unter der glänzenden Schale liegt nur zu oft ein vom Wurm zerfressener Kern. — Ich hatte noch keinen Menschen aus diesem Leben scheiden sehen, nun führte mich mein Amt schon mehrmals an das Todtenbett. Geliebter! wie anders nimmt sich da das Leben aus, als wir es uns ausgemahlt hatten; o Freund! wie nothwendig ist da der Glaube, und wie ist er in diesem Momente der einzige Trost, der Anker, an welchem wir uns festhalten; wie trat mir hier die Wahrheit vor die Augen, ja ich kann sagen, sie wurden mir geöffnet; denn, wenn ich vorher geglaubt habe, das heißt nicht gezweifelt an der Wahrheit des Evangeliums, so wurde es mir jetzt zur tiefsten innersten Erkenntniß gebracht. Ich muß Dir zwei solcher Fälle mittheilen; merkwürdig genug für mich, folgten sie binnen einer Woche aufeinander, so daß ich durch den Gegensatz fürchterlich erschüttert wurde, und ob nun bereits 14

Tage darüber hingegangen sind, noch eine Art Schauer empfinde, wenn ich daran denke. Diese Erlebnisse werden mir unvergeßlich bleiben, sie sind die Grenzsteine eines neuen Lebensabschnittes für mich geworden; ja Geliebter! sie sind für mich Wahrzeichen der Gnade und der Führung unseres Heilandes, durch welche er mich zu sich ziehen will, sie sind Bänder, die mich unauflöslich an jene ewige, selige Hoffnung eines neuen vollkommenen Lebens in Gott, binden. Ohne seinen Willen wird uns kein Haar gekrümmt, fällt kein Sperling vom Dache, er waltet ruhig mit seinem Geiste in Allem und Alles ist enthalten in Ihm, Alles erhalten durch Ihn. O, wie wunderbar und unerklärlich sind seine Wege, wie unerforschlich ist All sein Thun. Vom Stäubchen, welches in der Luft schwebt, bis zum großen Sonnenballe wird alles durch seine Hand, durch seine Liebe gehalten; und der Mensch, den er nach seinem Bilde geschaffen, das Wesen, dem er das Bewußtseyn gegeben: Ich bin und ich bin durch Dich, dieses Wesen sollte los seyn von Gott? Ob es sich auch lösen möchte in thörichtem Stolze, so zieht er es doch zu sich. Doch höre, was ich erlebt habe: Vor etwa drei Wochen kam ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen zu mir, und trug mir die Bitte vor: ich möge zu ihrer kranken Mutter kommen, welche schon mehrere Jahre kränkele, nun aber plötzlich so krank geworden sey, daß man für ihr Leben fürchte, dabei traten dem guten Kinde die Thränen in die Augen, ich fragte nach ihrer Wohnung und versprach sogleich zu kommen. Bevor ich zu der

Kranken gieng, erkundigte ich mich bei meinem alten Pfarrherrn nach der Lage der Familie, um etwa neben dem geistlichen Troste, wenn es nöthig wäre, der Kranken auch eine leibliche Hilfe zu bringen: „Da treffen sie eine rechte Leidensschwester, mein lieber Herr Vikar," sagte der alte Herr zu mir, „nun ich denke wohl, Gott wird sie erlösen aus ihrem langen Leiden und sie zu sich nehmen; sie ist eine arme Weberswittwe mit acht lebendigen Kindern, das jüngste Kind ist drei Jahre, das älteste Mädchen sechzehn Jahre, dieselbe, welche bei ihnen war; ihr Mann, wie das bei den Webern so häufig vorkommt, ist vor zweieinhalb Jahren an der Schwindsucht gestorben, und sie leidet ebenfalls daran. Die Familie besitzt gar nichts, als ein einstöckiges Häuschen und ein Gärtchen, es ist fast unbegreiflich, wie diese Familie ohne fremde Unterstützung leben konnte, zumal mit des Mannes Tode aller Verdienst aufhörte, bei alldem hat sie nie an die Gemeinde Anspruch gemacht, so daß sogar die Arzneien bei der langen Krankheit ihres Mannes von ihr bezahlt wurden; dabei sind ihre Kinder unstreitig die am besten erzogenen im ganzen Orte, und zugleich so ordentlich gekleidet, daß man ihnen die große Armuth nicht ansieht; allein seit einem Jahre ist sie ganz bettlägerig, so daß ihr meine Frau täglich eine nährende Fleischsuppe geschickt hat, da natürlich bei diesen armen Leuten Kartoffeln und Ziegenmilch sonst die einzige Nahrung sind; auch hat mir der Herr Doktor gesagt, daß sie keine drei Wochen mehr leben würde, indem einige Gefäße in der Lunge geplatzt wären;

nun trösten sie die gute Frau, Herr Vikar, sie werden aber finden, daß sie einen solchen Glauben hat, und so getröstet ist, daß sie diesen Trost kaum erst bei uns zu suchen nöthig hat, denn ich muß schon gestehen, daß mir in meiner langjährigen Amtsführung keine Frau vorgekommen ist, welche, obgleich ganz arm und ohne Bildung, einen so klaren Verstand und zugleich einen solchen festen Glauben hätte, daß mir schon oft, wenn ich sie sah oder mit ihr sprach, des Lazarus Schwester, Maria, einfiel." Eben als ich im Begriffe stand fortzugehen, kam die Tochter der kranken Frau, welche Lisabethe hieß, zurück, und sagte: „meine Mutter läßt den Herrn Vikar recht inständig bitten, sogleich zu kommen, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen, da sie glaube ihre letzte Stunde sey gekommen." Ich eilte nun in Begleitung des Küsters nach der Wohnung der Kranken, welche ganz am Ende des Ortes liegt. Unterwegs sagte der Küster zu mir, nun da müssen wir auch wieder einmal einen Gang umsonst thun, Herr Vikar, in wie ferne? fragte ich, „ei! meinen Sie denn, daß uns dieses Bettelvolk unsern Gang bezahlt;" ich erwiderte: „er möge doch nicht so unziemlich über diese Leute sich äußern, von meinem Herrn Pfarrer weiß ich, daß er der armen Wittwe die gesetzliche Gebühr erlassen werde, was aber seine, des Küsters Gebühr, anbelange, so wolle ich sie ihm ersetzen." „Das kann ich auch nicht annehmen, denn der Herr Vikar sind doch nun so viel wie der Herr Pfarrer, und unser einer weiß nicht, wie man so einen Herrn gebrauchen kann; und denken sie nur, daß ich

recht habe. Dieses scheinheilige Weibsbild erhält nun schon seit einem Jahre alle Tage von der Frau Pfarrerin eine gute Suppe, alle Knochen die in der Küche des Herrn Pfarres abfielen, und die früher meine Frau bekam, welche sie an die Knochensammler verkaufte, werden nun von dem großen Mädchen gehohlt, selber die leinenen Lumpen, welche auch meine Frau erhielt, schenkt die Frau Pfarrerin diesem, ich muß es noch einmal sagen, Bettelvolk; weil sie sich aufgelegen hat und weil man da Scharpie braucht; unser einer ist eben doch beim Amt und da kommen solche scheinheilige Leute und entziehen einem, was einem von Rechtens zukommt." Du kannst denken, wie mich diese Reden des Küsters verletzten, und ich wollte ihn eben zurechtweisen, als wir vor dem niedrigen, mit Stroh bedeckten Häuschen, dessen Thüre von einem mit den prächtigsten Früchten bedeckten Kirschenbaum überschattet war, angekommen waren. Ich trat in das niedrige Zimmer ein, an den Wänden desselben liefen weiße Bänke hin, an den Fenstern standen blühende Nelken und Levkoien nebst mehreren Stöcken Basilikum, Rosengeranium und Marumverumkraut, welche Pflanzen die Luft des Zimmers mit einem angenehmen Duft erfüllten. In der einen Ecke des Zimmers stand ein Webstuhl, in dessen Nähe befanden sich vier große Spinnräder, in einer andern Ecke stand ein plumper Tisch mit gekreuzten Beinen mit einer schneeweißen Tischplatte, auf welchem sich eine Weife befand; und in der Ecke, dem großen aus grünglassirten Kacheln bestehenden Ofen gegenüber, stand ein großes

zweischläfriges Bett mit hohen Bettstollen. Die Kranke ruhte scheinbar schmerzlos in demselben, ihre ungemein sanften Gesichtszüge, welche nicht einer gewöhnlichen Webersfrau anzugehören schienen, überraschten mich, ihre eingefallenen Wangen waren mit einer zarten Röthe überzogen, eine weiße einfache Haube bedeckte das dunkelblonde Haar, ihre Augen sprachen eine solche Gutmüthigkeit und Klarheit aus, und zugleich hatte ihr Blick so etwas eigenthümliches, ich möchte sagen heiliges, daß ich mich nicht erinnern konnte, daß je ein Blick solchen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Kranke richtete mit Mühe ihr Haupt etwas in die Höhe, indem ihr Lisabeth das Kissen zur Unterstützung unter den Rücken schob und reichte mir die magere schneeweiße Hand hin, „ich danke Herr Vikar, daß sie so schnell meine Bitte erfüllt haben, aber ich glaube, der Herr will mich zu sich nehmen und ich möchte mich noch einmal erquicken und stärken durch den Genuß seines heiligen Abendmahls; ich möchte ihm noch einmal danken, bevor ich sterbe, für alle Gnade, die er mir und meinen Kindern erwiesen, und seinen Namen dafür preißen, er wird mein Gebet erhören und meine Kinder behüten, daß sie auf seinen Wegen wandeln, auf daß sie einmal eingehen zu ihres Herrn Freude. Ich habe mannigfach gefehlt und wider das heilige Gebot gehandelt, aber der Herr hat meine Sünden getilgt durch sein Blut und ich freue mich nun ihn zu sehen.“ Ich muß Dir gestehen, ich fand nicht recht das Wort, denn mehr lag in dem zuversichlichen Blick der Kranken, als in ihren Worten, was konnte ich

sagen, womit sollte ich sie trösten, da sie so zuversichtlich getröstet war. Endlich faßte ich Muth und sagte: „wohl ihnen, daß sie die selige Hoffnung haben, durch welche wir erlangen die höchste Frucht des Glaubens, nämlich der Seelen Seligkeit; ihr Segen wird mit ihren Kindern seyn, Gott wird sie behüten und ihr letztes Gebet erfüllen. Haben sie aber noch irgend einen Wunsch, da sie so sehr von der Nähe und der Gewißheit ihres Todes überzeugt scheinen, so theilen sie mir denselben mit.“ — „Meine Kinder habe ich unserem Heilande übergeben, ich weiß es, er verläßt sie nicht, denn er hat noch keinen verlassen, der auf ihn gebaut, noch keinen verstoßen, der sich an ihn gewendet hat; ich bitte sie aber, dem Herrn Pfarrer und der Frau Pfarrerin meinen herzlichsten Dank für alles Gute, was sie an mir und meinen Kindern gethan haben, auszusprechen, möge der Segen des Herrn auf ihm und seinem Hause ruhen.“ — Das Sprechen hatte sie so angestrengt, daß sie zurücksank und zu sterben schien, sie schlug die Augen nach einigen Minuten, während welcher ich ein lautes Gebet gesprochen hatte, wieder auf, sah mich bittend an, und indem ich ihren Blick verstand, reichte ich ihr den gesegneten Kelch und das gesegnete Brod. Danach war eine tiefe Stille im Zimmer eingetreten, welche nur zuweilen von dem leisen Schluchzen der Kinder unterbrochen wurde. Die Kranke schien zu schlummern, plötzlich streckte sie die skeletartigen Arme empor, öffnete die Augen, sah mit einem unbeschreiblichen Blicke gegen den Himmel, und indem sich über ihre Züge

eine Verklärung verbreitet hatte, daß sie mir wie ein Engel erschien, rief sie: „der Herr, der Herr!“ Ich sage Dir, Freund! einen solchen Freudenschrei hatte ich noch nicht gehört, er war mir wie ein elektrischer Slag durch Mark und Beine gedrungen; als ich mich vom Erstaunen erholt hatte, athmete die Kranke nicht mehr, ihre Züge umschwebte ein seliges Lächeln. — Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß dem Tode der Mutter auch die Erfüllung ihrer Zuversicht und ihres Gebetes für die Versorgung ihrer Kinder auf der Ferse folgte, die Frau Pfarrerin nahm Lisabeth zu sich und mir erlaubte der Herr Pfarrer, daß ich den ältesten Knaben, mit Namen Fritz, zu mir nehmen dürfe, ich theile mit ihm mein Frühstück, außerdem ißt er mit an unserem Tische, ich fühle Vaterfreude, es ist mir ein wahrer Genuß den höchst talentvollen Knaben zu unterrichten; die sechs übrigen Kinder sind alle so gut untergebracht worden, daß sie, was die äußeren Verhältnisse anbelangt, durch den Tod ihrer Eltern in eine glücklichere Lage versetzt worden sind, ich bin überzeugt, daß der Segen ihrer Mutter auf ihnen ruhen und sich ihr Bild aus ihren Herzen nicht verwischen wird, wie es auch mir unvergeßlich bleiben wird. Es gibt Erfahrungen, geliebter Freund! die sich nicht beschreiben, mit der Vernunft nicht begreifen lassen, und deren Wahrheit doch in uns so fest begründet ist, daß wir sie weder wegklügeln, noch durch Einreden uns entreißen lassen können. Vielleicht lächelst Du und hältst mich für einen Visionär, aber noch sehe ich den himmelwärts

gerichteten Blick der Sterbenden, noch tönt mir ihr Freudenruf: der Herr, der Herr! in den Ohren, ja, lieber Hermann! ich glaube, es war nicht Vision, es war Wirklichkeit — der Herr war ihr erschienen.

Einige Tage, nachdem dieses geschehen war, kam, als ich eben einen Spaziergang nach M. machen wollte, die Magd des Herrn S... zu mir und sagte: dessen Frau und Kinder wünschten sehr, daß ich dem todtkranken Vater das Abendmahl reichen möchte. Die Magd sagte dieses mit einem so gleichgültigen Ton, und in ihrer Stimme, in ihren Zügen schien mir zugleich neben Gleichgültigkeit ein gewisser, ich weiß nicht wie ich es nennen soll, Spott zu liegen, daß mir im Augenblicke der Gedanke durch das Herz gieng, Gott verzeihe mir die Sünde, man wolle mich zum Besten haben, denn ich hatte schon allerlei von dem Herrn S. und dessen Familie gehört, was einen so schrecklichen Argwohn, wenigstens im Gedanken aufzukeimen, Raum gab, um so mehr, als mir die Art der Einladung sonderbar erschien. Ich fragte deßhalb die Magd mit großer Bestimmtheit: „Ihr Herr ist also sehr krank? sie wurde durch meine ernste Anrede verblüfft und antwortete, indem sie die Blicke scheu zu Boden senkte: „ja, ich glaube er wird's nicht lange mehr treiben." „Und hat er es selbst verlangt, daß ich ihm das Abendmahl reichen soll? fragte ich weiter. Die Magd gerieth noch in größere Verlegenheit, indem sie zögernd erwiderte: „das kann ich eben nicht sagen, aber die Frau S. und die älteste Tochter wünschen es sehr." „Nun gut, sagen sie der Frau S. ich

werde sogleich kommen.“ Ich schickte nach dem Küster und in der Zwischenzeit gieng ich zu meinem alten Pfarrherrn, um dessen Ansichten über diesen Gang zu hören. Als ich ihm gesagt hatte, daß ich in das Haus des Herrn S... durch dessen Frau eingeladen worden sey, um demselben das Abendmahl zu reichen, schüttelte er bedenklich das Haupt, indem er sagte: „Herr Vikar, das ist ein schwerer Gang für sie, doppelt schwer für sie, weil sie noch zu kurz im Amte sind und zu wenig Erfahrung haben, seyen sie versichert, daß ich eben deßwegen dem Hrn. S. das Abendmahl selbst reichen würde, wenn er sich nicht während meines dreißigjährigen Hierseyns nicht bloß als ein Feind des Christenthums, als ein Spötter, als der unsittlichste Mensch, sondern auch als persönlicher Feind gegen mich betragen hätte, der ich ihm nie etwas zu Leide gethan, sondern der sich nur einmal, weil ich, indem es gerade das Evangelium mit sich brachte, gegen den Ehebruch gepredigt hatte, tödtlich von mir beleidigt fühlte, da die Leute sagten, ich hätte in meiner Predigt das Thun und Treiben des Herrn S. geschildert. Nun gehen sie in Gottesnamen und ertragen sie die Schwächen der Menschen mit Geduld, denn Allen kann man es auf der Welt nicht recht machen, ich weiß, daß sie nach ihrer Ueberzeugung handeln werden.“ Du kannst Dir wohl denken, daß ich durch diese Erklärung nicht eben aufgemuntert wurde; nachdem ich mich umgekleidet hatte, erschien der Küster mit einem so widerlich freundlichem Gesicht, daß dadurch mein Inneres nur noch mehr auf-

geregt wurde, denn ich las recht wohl in seinen Zügen, was diese Freundlichkeit bedeuten sollte, wie mir denn überhaupt dieser Mensch wahrhaft unheimlich ist, und mir es höchst zuwider ist, daß durch ihn die heiligen Gefäße getragen werden. Indem ich während meines Ganges zur Wohnung des Herrn S. Gott bat, er möge mich durch seinen heiligen Geist erleuchten, und meine Worte an den Sterbenden segnen, damit derselbe durch das heilige Sakrament versöhnt mit Gott aus dem Leben scheide, so wurde ich, in meine Gedanken vertieft, plötzlich durch einen mit widerlichem Gebell mich anklaffenden Jagdhund gestört, wir waren an der Wohnung des Herrn S. angekommen. Während ich anklopfte, hörte ich eine röchelnde Stimme die Worte sprechen: „laßt mir die Pfaffen aus dem Haus, ich habe in meinem ganzen Leben nichts mit ihnen zu schaffen gehabt und brauche sie jetzt auch nicht.“ Als ich die Thüre öffnete, hießen mich Mutter und Tochter mit sichtbarer Verlegenheit willkommen, denn sie mochten vermuthen daß ich die Worte des Kranken gehört habe; dieser hatte sich umgekehrt, drehte mir den Rücken zu und that, als ob er schliefe. Ich fragte die Mutter: „wie geht es mit dem Befinden ihres Herrn Gemahls, ist derselbe gewillt, jetzt das Abendmahl zu empfangen, oder haben sie eine andere Stunde dafür bestimmt? es ist nöthig, bei Fieberkranken die hellen Augenblicke abzuwarten, ich bin zu jeder Stunde bereit;“ ich hatte dieses mit möglichst gedämpfter Stimme gesprochen, um den Kranken nicht zu beunruhigen. Die Frau bat mich nun Platz zu

nehmen, indem sie fortfuhr: „es wäre uns freilich sehr lieb gewesen, wenn uns die Beruhigung zu Theil geworden wäre, daß mein Mann das heilige Abendmahl genossen hätte, und da das Fieber erst am Abend in aller Heftigkeit wiederkehrt, so glaubten wir, daß jetzt die beste Zeit für die Vornahme der heiligen Ceremonie gegeben sey, wir haben unsere ganze Hoffnung darauf gesetzt, denn wir glauben, daß dadurch mein Mann zu größerer Ruhe kommen werde, und daß ihn namentlich die schrecklichen Phantasien während des Fieberanfalls verlassen werden, von denen sie vielleicht auch schon gehört haben.“ Der Kranke wendete sich plötzlich um, indem er rief: „laßt mir die Pfaffen aus dem Haus!“ und indem sein verstörter hohläugiger Blick auf mich fiel, wobei ein fiebrisches Zittern über seine Glieder hinlief, sprach er ein langgedehntes „ah, wollten sie mich besuchen Herr Vikar, nun das freut mich, vielleicht hat sie meine Frau eingeladen; sie wissen aber so gut wie ich, der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, und ich werde mich schon zurecht finden, wenn ich gestorben bin, ich denke damit soll's auch noch gute Wege haben. Louise! da gib dem Herrn Vikar für seine Bemühung, er reichte dabei seiner Tochter einen Schlüssel hin, einen Kronenthaler.“ Es durchzuckte mich im Augenblick eine Anwandlung von Zorn und ich fühlte eine Röthe über mein Gesicht hinziehen, denn was hatte ich dem Mann gethan, daß er mich so wegwerfend behandelte, doch kämpfte ich die Aufwallung in mir nieder, und sagte mit möglichst ruhiger Stimme: „Herr S. ich war

durch ihre Frau Gemahlin eingeladen worden zu ihnen zu kommen, es thut mir leid, daß ich sie in ihrem Schlafe gestört zu haben scheine, sollten sie wünschen, daß ich zu einer andern, ihnen gelegeneren Stunde wiederkommen soll, so bin ich jeden Augenblick dazu bereit, für meine Besuche nehme ich jedoch nie Geld an, danke deshalb für ihr Anerbieten;" indem ich mich empfehlen wollte, sagte der Kranke: „nun nehmen sie doch ein wenig Platz Herr Vikar, ich habe so noch nicht das Vergnügen gehabt, sie persönlich kennen zu lernen, wie gefällt es ihnen hier?" Ich setzte mich nun, es wurden die gleichgiltigsten Dinge gesprochen, vom Wetter, der Heuernte, dem Vogelschießen in einem benachbarten Ort, wobei der Kranke tief seufzte, indem er sein Bedauern aussprach, daß er nicht dabei seyn konnte, ich empfahl mich hierauf, die Frau begleitete mich vor die Thüre und indem sie meine Hand ergriff, sagte sie: „verzeihen sie Herr Vikar, daß sie die Art meines Mannes vielleicht beleidigt hat, aber es besteht eben schon seit langen Jahren zwischen dem Herrn Pfarrer und ihm ein Zwist, und in seinem aufgeregten Zustand weiß er dann seine Worte nicht zu mäßigen, ich wünschte aber doch gar zu gerne, daß mein Mann das heilige Abendmahl genöße, denn ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt, und in unserer Gemeinde gibt es ein schreckliches Gerede, wenn Jemand, ohne das Abendmahl genossen zu haben, gestorben ist." Ich versicherte die Frau, daß ich durch das Betragen ihres Gemahls nicht beleidigt worden sey, und daß ich,

wenn es seyn Wunsch wäre, zu jeder Stunde bereit seyn würde, ihm das Abendmahl zu reichen. Gegen eilf Uhr in der Nacht, als ich eben eingeschlafen war, wurde ich durch ein heftiges Klopfen an unserer Hausthüre geweckt, und als ich gefragt hatte, wer da sey, so erkannte ich an der Stimme die Tochter des Hrn. S., sie sagte: „ich möchte doch um Gottes willen sogleich zu ihrem sterbenden Vater kommen, damit er das Abendmahl noch empfangen könne.“ Ich kleidete mich schnell an, nahm das Kästchen mit den heiligen Gefäßen unter den Arm und eilte nun mit der Tochter des Kranken zu dessen Wohnung. Diese sagte: ach, Herr Vikar! nehmen sie's doch ja nicht übel, daß wir sie in der Nachtruhe stören, aber ich habe noch eine rechte Bitte an sie, lassen sie sich durch die Reden meines Vaters nicht irre machen, er ist im höchsten Fieber, und thut so sonderbare Aeußerungen, daß man nicht weiß was er damit sagen will, auch möchte ich sie bitten, über das was sie hören, keinem Menschen etwas zu sagen.“ Wir traten in das vom Nachtlicht schwach erleuchtete Zimmer, der Kranke stöhnte, kratzte mit den Nägeln an der Wand, und schlug zuweilen, als ob er sich wehren wollte, um sich. Plötzlich lachte er höhnisch auf „das gibt 'n guten Fang,“ dann stöhnte er wieder: „den hab'n mern Pelz gewaschen — ha! ha! man muß doch auch sein Schäfchen scheeren“ — — es trat nun eine lange Pause ein, die Frau trat zu mir und sprach mir leise in die Ohren: „er wird jetzt wieder ruhiger, er kommt nun wieder zur Besinnung.“ Plötzlich fuhr

er auf, vorher hatte ich seine Züge, welche durch den Schatten des Lichtschirms bedeckt waren, nicht sehen können, mich überrieselte es kalt, seine Augen starrten aus den eingefallenen Augenhöhlen nach der Thüre, er schrie: „bleib mir vom Hals mit deinem Kind" — „werf's in Teich" — — „nu kommst du schon wieder" — — „zappelt's noch" — — tauche 'n unter den Balg" — — „mach' ein Stein an Hals." Diese Sätze hatte der Kranke in kurzen Unterbrechungen herausgestoßen, dann war er in die Kissen zurückgesunken, er stöhnte schrecklich und zerkratzte die Wand wieder. Es trat nun wieder eine lange Pause ein, „ach 'sist erschrecklich Herr Vikar," sagte die Frau, „was so ein Fieberkranker für Phantasien hat, aber jetzt wird bald seine Besinnung wieder kommen; es fällt ihm der Proceß von der närrischen Lise ein, die vor zehn Jahren ihr Kind ertränkt hat; schon seit drei Tagen wiederhohlen sich alle Abend dieselben Phantasien, nachdem diese vorüber sind tritt Ruhe ein, mein Mann war gestern Abend selbst dazu geneigt das heilige Abendmahl zu nehmen. Nun glaubte ich, da er diese Phantasien heute schon einmal gehabt hat, es würde auch die Besinnung wiederkehren, und ich ließ sie deßhalb rufen, da ich überzeugt war, daß er auch heute wieder nach dem Anfall dasselbe Verlangen nach dem Abendmahl bekommen werde, welches am Tage, wenn er sich wieder kräftiger fühlt, wieder verschwindet. Der Kranke stöhnte erschrecklich und rief, indem er sich wieder unter convulsivischen Zuckungen aufrichtete und den stierenden Blick nach der Thüre richtete, „zap-

pelt's noch?" plötzlich fiel sein Blick auf mich, wie wurde mir; seine stieren mit Blut unterlaufenen Augen schienen aus den Höhlen hervorzutreten, um seine Mundwinkel zuckten Hohn und Wuth, der Mund sperrte sich weit auf, und als ob er sich auf etwas besinne, rief er: „bist du da Pfaff und willst mich verklagen, — die Lise ist todt." Er sank wie vom Blitze getroffen in das Bett zurück, er röchelte, daß mir die Haare zu Berge standen, noch einmal schrie er auf: „zappelt's noch" und nach einem gewaltigen Stöhnen zuckte der ganze Körper so heftig, daß die Bettdecke herabfiel, — und der Athem stand still. Ach Gott! rief die Tochter, der Vater ist gestorben, er ist gestorben, sagte ich, Gott sey seiner Seele gnädig. Mutter und Tochter schluchzten — ich gieng. Indem ich mir diese Scenen zurückgerufen habe, durchlebte ich nochmals jene schreckliche Stunde, ich fühle mich dadurch so angegriffen, daß ich heute nicht mehr schreiben kann. Lebe wohl der Frieden unseres Gottes und Heilandes sey mit Dir und

Deinem

Wilhelm S.

M... den 21. August 1828.

Lieber Wilhelm!

Deine Mittheilungen haben mich sehr interessirt, Du hast recht, wenn Du sagst, man müsse sich auch über die gegenseitigen Erlebnisse etwas mittheilen,

denn nur dadurch wird auch das Interesse für die Fortsetzung des Briefwechsels unterhalten, ich werde Dir deßhalb am Schlusse dieses Briefes auch einige Erlebnisse mittheilen, zuvor will ich aber Deinen Brief beantworten und noch Einiges über die Materie, welche wir der Besprechung unterworfen haben, hinzufügen. Du bist in Deinem Briefe nicht auf meine Vorstellungen eingegangen und fast möchte ich auf die Meinung kommen, als ob die beiden von Dir erzählten, so sehr contrastirenden Sterbfälle als Widerlegung meiner Vernunftgründe gegen die Wahrheit des Christenthums gelten sollen. Du wolltest damit zeigen, so stirbt der Christ und so stirbt der Unbekehrte; die beiden Fälle mögen allerdings einen großen Eindruck auf Dich gemacht haben, sie würden auch an mir, wenn ich sie selbst erlebt hätte, nicht ohne Wirkung vorübergegangen seyn, aber es ist mit solchen Erlebnissen wie mit allen anderen Erfahrungen, sie haben nur ihre volle Gültigkeit für den, welcher sie selbst gemacht hat. Beschreibe einem andern einen Sturm auf der See, welchen Du erlebtest, noch so genau und male denselben mit den grellsten Farben, der Andere wird, vorausgesetzt, daß er nichts Aehnliches selbst erlebt hatte, das nicht finden, was Du darin gefunden hast, er wird die Rettung aus der Noth, welche Du Dir als eine unmittelbare Folge Deines gläubigen Gebetes anzunehmen geneigt seyn möchtest, auf eine günstige Wendung des Windes schieben, und was Dir als Wunder gilt, in ganz einfachem Zusammenhange mit den obwaltenden äußern Verhältnissen

bringen, denn wie viele hunderttausende haben ernstlich gebetet im Sturme und sind ertrunken, und viele haben nicht gebetet und sind errettet worden. Du bist der Meinung die sterbende Webersfrau habe den Herrn Jesus gesehen, ich zweifle auch nicht daran, sie war ihr ganzes Leben mit seinem Bilde beschäftigt, ihre ganze Hoffnung hatte sie auf ihn gesetzt, da erscheint er ihr, aber freilich nur für sie ist er sichtbar, wie jeder Träumende nur seinen eigenen Traum sieht; eben so wenig zweifle ich daran, daß der Sterbende S. das zappelnde Kind, zu dessen Ermordung er wahrscheinlich jene närrische Lise veranlaßt hatte, wirklich sah, es sind beides ganz gleiche Erscheinungen, dort die durch das ganze Leben sich hindurchziehende Hoffnung der Gläubigen, den Herrn Jesus zu sehen, hier die Furcht, die heimliche That möge noch an's Tageslicht kommen. Ich sehe darin weiter nichts, als daß die arme Webersfrau mit einem guten Gewissen, daß sie ihre Pflicht als Mutter erfüllt hat, aus dem Leben scheidet und im letzten Augenblicke sich für sie ihre Hoffnung erfüllt, wie sich umgekehrt bei dem sterbenden S. das böse Gewissen regt, und die langjährige Furcht zum Schreckbilde wird. Hoffnung und Furcht sind die entgegengesetzten Pole ein und derselben Gemüthsstimmung, sie verhalten sich wie Licht zu Finsterniß, oder Freude zu Schmerz, denn ist die Furcht etwas Anderes, als das Hoffen auf Etwas, wodurch uns Schmerz bereitet wird, oder auf ein bevorstehendes Unglück. Was in der Bibel die Furcht Gottes genannt wird, scheint mir in der That die

Hoffnung auf Gott zu seyn. — Nun denke Dir aber Deine immerhin sehr interessante Geschichte mit dem sterbenden S. weiter ausgesponnen, denke Dir, derselbe hätte seine große Abneigung gegen die Theologen überwunden, er hätte Dir eine reuige Beichte abgelegt (in diesem Fall wäre ich leider um die Geschichte gekommen, da Dich dann das Beichtsiegel gebunden haben würde, mir dieselbe mitzutheilen), er wäre als ein zerknirschter, bekehrter und reuiger Sünder gestorben; ich bitte Dich, Freund! kannst Du denn im Ernste glauben, daß dadurch, daß ein solcher Schuft sagt: ich glaube an den Herrn Jesus, ich glaube, daß er für meine Sünden gestorben und daß Du ihm nach diesem Bekenntniß nun einen Schluck Wein und eine Oblate reichst, selig werde und seine Thaten ungeschehen gemacht worden seyen? Nun wird man wohl in eurem Städtchen sich heimlich in die Ohren wispern: der Herr S. wäre vom Teufel geholt worden, und wenn ein Frommer an seinem Haus vorbeigeht, so wird er sich bekreuzen. Hätte hingegen der Herr S. seine Sünden reuig bekannt, und das Abendmahl genossen, hätte er dem Gotteshause eine Stiftung von einigen Tausend Gulden, der Pfarrei einen guten Acker vermacht und für die Armen Brod verabreichen lassen, so wäre er gewiß als Heiliger ausgeschrieen worden; als ein reuiger Schächer am Kreuze, der noch zur rechten Zeit die dargebotenen Mittel der Kirche ergriff. Du siehst auch aus dem Betragen des Herrn S., daß es nicht seine Schuld ist, daß er nicht noch zuletzt als ein Heiliger

stirbt, denn er hat ja wirklich Verlangen nach dem Abendmahl, er wollte die Furcht, die böse Hoffnung los seyn; denn er war noch nicht zur Vollendung des Unglaubens, wie Rousseau, hindurchgedrungen, in ihm steckt vielmehr der Geist Voltaires, der, sobald es zum Sterben gieng, seinem Unglauben abschwor und bei einem alten Weibe Trost suchte; seine Familie scheint schon gebildeter, denn ihr ist es nur darum zu thun, den äußern Schein zu erhalten und das Gerede in der Gemeinde zu vermeiden; er hatte sich noch nicht mit seinem Gewissen abgefunden, er hoffte dieses durch den Genuß des Abendmahls zu thun. Daß übrigens dieses Gewissen auch auf andere Weise beschwichtigt werden könne, als durch den Glauben an die Lehre des neuen Testamentes, davon haben wir genugsame Beweise; mich erinnert gerade Rousseau daran, dessen Leben ein sehr durchlöchertes Gewissen voraussetzen läßt, seine Kinder hatte er im Findelhause erziehen lassen, sein verdorbener Sohn erschießt sich vor seinen Augen, bei all dem stirbt er ruhig und getröstet, ihm erscheint weder der Herr Jesus, noch spritzt ihm das Gehirn seines sich erschießenden Sohnes in's Gesicht, seine letzten Worte sind: „ma chère femme rendez moi le service d'ouvrir la fenêtre afin que j'ais le bonheur de voir encore une fois la verdure. Comme elle est belle! que ce jour est pur et serein! ô que la nature est grande! voyez le soleil, dont il semble que l'aspect m'apelle voyez vous-même cette lumiére immense, voila Dieu, ou Dieu lui-même qui m'ouvre son sein, et qui m'invite afin a aller goû-

ter cette paix eternelle et inaltérable que j'avais tant desiré." Du siehst Freund, Rousseau sieht auch seinen Gott, nur nicht den Gekreuzigten, er stirbt ohne Wahn im Hinblick auf einen ewigen unwandelbaren Frieden. Müssen wir uns denn diese Hoffnung durch einen Wahn erkaufen, müssen wir in diesem Selbstbetruge verharren, und die Regungen unseres Gewissens, unserer Vernunft unterdrücken. Nein, Freund! es ist nicht möglich, Vernunft und Wahn können nimmer mit einander fortbestehen, es muß sich eine allgemeine vernünftige Ansicht aus der christlichen Glaubenslehre entwickeln, es fallen mir gerade die trefflichen Worte Faust's bei:

Das Pergament ist das der heil'ge Bronnen
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt,
Erquickung hast du nicht gewonnen
Wenn sie dir nicht aus eig'ner Seele quillt.

Aber wahrlich, geliebter Freund! der Wunderglaube ist es nicht, welcher aus der Seele quillt, im Gegentheil trübt dieser nur das klare Wasser der Vernunft, und erinnert uns an die Träumereien eines rohen — durch Sklaverei und Verachtung tiefgesunkenen Hirtenvolkes, welches von einem Vernünftigen nur durch die Vorspiegelungen von Wundern zu einem neuen Leben und Thaten angespornt werden konnte. Der gegenwärtige Zustand der Völker erheischt eine andere Behandlung, durch Wunder können sie nicht mehr, wie die alten Völker, zur Besinnung und zur Ergreifung des Guten gebracht werden, ich kenne kein anderes Mittel als die Hinweisung auf

Vernunft und Gewissen, nur die Ausbildung einer klaren, reinen Vernunftreligion, welche frei ist von allen statutarischen Gesetzen, frei ist von aller Heuchelei und Wahnglauben, frei ist von allem historischen Firlefanz, nur eine solche Religion wird wieder eigentliche Verehrer finden; denn daß es deren wenige gibt, wissen wir leider. Die Völker versinken durch die Ueberhandnahme des Luxus und der Selbstsucht in den gröbsten Materialismus, sie treiben die Religion als etwas Hergekommenes, sie machen die äußern Formeln und Geberden mit, aber ihre Herzen sind nicht dabei. Der allgemeine Sinn des größeren Theils der Völker geht darauf hin, Geld zu verdienen; Ehre, Vaterlandsliebe, Tugenden der Heiden, welche freilich von christlichen Predigern glänzende Laster genannt wurden, sind verschwunden. Geld ist der Gott unserer Zeit, der Mammonsdienst ist die eigentliche Religion; gegen diesen Mammonsdienst strebet an, aber nicht durch eine mit Wundern und Opfern behaftete Religion, sondern durch Hinweisung auf das Vernünftige und Wahre; schaffet zuerst die Heuchelei ab, rottet zuerst das Vorurtheil im Volke aus, daß ihr ihm Etwas weis machen wollt, was ihr selbst nicht glaubt, so wird man euch auch Glauben schenken und eure Worte zu Herzen nehmen. Aber sey überzeugt, lieber Freund! daß das Volk euren Eifer für eure Religion nur ansieht als ein Kunststück, wodurch man ihm wieder die Kappe über die Augen ziehen möchte, damit es sich gängeln lasse wie ein Blinder; man achtet euch nicht mehr als die Diener der Kirche, sondern

als die Knechte des Staats, welche dem unbändigen, seiner Kraft sich bewußtgewordenen Rosse die Drense nach Belieben zuziehen können; zieht nicht zu scharf, das Roß möchte sonst zuletzt die Riemen zerreißen und Pflug und Knecht mit seinen Hufen zertreten. Kant sagt in seiner Schrift, „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," sehr treffend: „die enge Pforte und der schmale Weg, der zum Leben führt, ist der des guten Lebenswandels, die weite Pforte und der breite Weg, den Viele wandeln, ist die Kirche. — Nicht als ob es an ihr und an ihren Satzungen liege, daß Menschen verloren werden, sondern daß das Gehen in dieselbe und Bekenntniß ihrer Statute oder Celebrirung ihrer Gebräuche für die Art genommen wird, durch die Gott eigentlich gedient seyn will." An einer andern Stelle sagt er: „die wahre „alleinige Religion enthält nichts als Gesetze, „d. i. solche praktische Principien, deren unbedingter „Nothwendigkeit wir uns bewußt werden, die wir also, „als durch reine Vernunft offenbart, aner„kennen. Nur zum Behuf einer Kirche, deren es „verschiedene gleich gute Formen geben kann, kann es „Statuten, d. i. für göttlich gehaltene Verordnungen „geben, die für unsere reine moralische Beurtheilung „willkührlich und zufällig sind. Diesen statutarischen „Glauben nun, der allenfalls auf ein Volk eingeschränkt „ist, und nicht die allgemeine Weltreligion enthalten „kann, für wesentlich zum Dienste Gottes überhaupt „zu halten, und ihn zur obersten Bedingung des gött„lichen Wohlgefallens am Menschen zu machen, ist

„Religionswahn, dessen Befolgung ein After-„dienst, d. i. eine solche vermeintliche Verehrung „Gottes, wodurch dem wahren, von ihm selbst gefor-„derten Dienste gerade entgegengehandelt wird.“ Was kannst Du, geliebter Freund! diesen einfachen, klaren Worten entgegensetzen, was, bitte ich Dich, soll überhaupt mit dem Glauben an ein Wunder geholfen seyn, wie kann ein Mensch dadurch sittlich gebessert werden, daß er glaube, der Herr Jesus habe auf der Hochzeit in Kanaan Wasser in Wein verwandelt. Werfet doch einmal diese tauben Schalen hinweg und gebet der Menschheit nur den Kern der christlichen Religion, nämlich die mit der Vernunft übereinstimmende Sittenlehre, und die Menschen werden bald besser werden, denn sie werden von dem Schein, als ob sie etwas glauben, was sie doch mit ihrer Vernunft nicht vereinigen können, erlöst werden, nachdem sie die erste große Sünde, die Heuchelei und den Betrug abgelegt haben. Doch ich habe Deine christliche Geduld heute sehr auf die Probe gestellt, und bitte Dich deßhalb um Deine freundliche Nachsicht, ich wollte Dir ja auch am Schlusse meines Briefes ein kleines Abenteuer, wenn ich es so nennen darf, mittheilen, ich werde nämlich gerade daran erinnert, indem ich auf die Uhr sehe und merke daß es gleich sieben ist. Vor etwa vierzehn Tagen machte ich einen Spaziergang in das freundlich gelegene Dörfchen Buchenwald, wohin wir auch zuweilen miteinander spazierten, ich erinnerte mich unserer Gespräche, namentlich eines bei welchem auch Klausen zugegen war, wo wir über das

Verhältniß der Geschlechter sprachen, wobei letzterer die Geschlechtsliebe als die chemische Affinität im Organismus darstellte und sein Lieblingsthema von den Wirkungen der Körper in die Ferne mit so großem Ernste behauptete und gegen meine Einwendungen vertheidigte, ich erinnere mich noch, wie er plötzlich stehen blieb und mich mit großen und blitzenden Augen ansehend, im feierlichsten Ernste sagte: du zweifelst, du lachst! aber wenn du es erst selbst erfahren hast, dann wirst du nicht mehr lachen, ihr wisset, daß in G. eine mir sehr theure Person lebt, seyd versichert, daß ich ruhig an meinem Schreibtisch sitzend, es stets empfand, wenn jene auf der Straße vorbeigieng, während doch hunderte von Menschen täglich vorübergiengen, welche natürlich keinen Einfluß auf mich übten, wobei ich mich also auch nie umdrehte, da ich mit dem Rücken gegen das auf die Straße führende Fenster saß, ich sprang aber immer sogleich an das Fenster, sobald mich das eigenthümliche, nicht näher zu beschreibende Gefühl durchschauerte, zog den Vorhang zurück und grüßte sie, denn ich irrte mich nie; glaubt nicht etwa, daß zu diesem Sehen eine Stunde bestimmt war, sie besuchte ihre Freundin zu den verschiedensten Stunden, am Vor- und Nachmittag, wie es ihr gerade die Zeit gestattete; ja, ich erinnere mich, daß, als sie zufällig einmal etwa vierzig Schritte vor mir vorausgieng, indem ich gerade um eine Straßenecke herumbog, daß sie sich in dem Moment, wo ich sie erblickte, als ob ich ihr „halt" zugerufen hätte, plötzlich umdrehte und mir einen freundlichen Blick zuwarf und dann wieder

forteilte; ihr seht also, daß die Fernwirkungen gegenseitig waren. Sonderbarerweise mußte mir gerade jetzt jene Unterredung einfallen, und zwar so lebhaft, daß mir Klausen gegenüber zu stehen schien. Indem ich so in diese Erinnerungen versenkt fortschlenderte, wurde mir es auch plötzlich seltsam zu Muthe, denn eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter, zwei größern Töchtern und drei kleineren Kindern gieng an mir vorüber, ich grüßte unwillkührlich, ob dieses gleich, wie Du weißt, hier nur bei Bekannten gewöhnlich ist, mein Blick fiel auf die älteste Tochter, welche zur rechten Hand der Mutter gieng, ich weiß nicht wie mir wurde, es durchrieselte alle meine Glieder ein nie empfundenes Gefühl, meine Zunge war wie gelähmt, ich stand wie angewurzelt und auch das Fräulein schien betroffen, denn während ihre Eltern und Geschwister ungestört fortgiengen, war sie, mich freundlich anblickend, einige Sekunden stehen geblieben, wendete sich aber, indem eine zarte Röthe ihre Wangen überflog, schnell zu den Ihrigen; ich folgte nun langsamen Schrittes und in einer solchen Entfernung der Familie, daß ich ihre Unterhaltung nicht verstehen konnte, meine Augen waren aber wie angeheftet an die herrliche Gestalt, welche mir in ihrer Schönheit wie die aufgehende Sonne erschienen war; als sie um die Ecke herumbogen, schien mir es, als habe sich das Fräulein umgewendet um mich noch einmal zu sehen. Nachdem ich in Buchenwald angekommen war, traf ich die Familie im Garten unter der großen Linde sitzend, wo wir auch zuweilen fröhlich beisammen saßen und

disputirten. Die beiden kleinen Brüder meines Magnetes spielten Ball, ich hatte mich um einige Tische weiter entfernt von der Familie mit einer Verneigung gegen dieselbe Platz genommen, plötzlich flog der Ball Eduards, so hieß der jüngste der Knaben, in meine Kaffeetasse und verschüttete den Kaffee, Emilie, so hieß die älteste Tochter der Familie, hatte es sogleich bemerkt, eilte hinzu, bat mich mit einem freundlichen Blick um Verzeihung, wieß ihren Bruder zurecht, trug die Tasse sogleich in das Gasthaus und ließ mir eben so schnell eine frischgefüllte Tasse bringen und durch die Kellnerin den benäßten Tisch reinigen, daß ich kaum entgegnen konnte, daß es ja gar nichts zu sagen habe; auch die Mutter war aufgestanden und zu mir gekommen um sich zu entschuldigen, der Vater hatte den wilden Knaben zu sich genommen und ihm verboten zu ballen, ich legte nun ein Wort für den Knaben ein und gab ihm den abgetrockneten Ball zurück; der Uebergang zur Bekanntschaft war gemacht, man lud mich ein an dem Tische der Familie Platz zu nehmen, ich saß Emilien gegenüber. Wenn ich bisher auch nicht gleichgültig gegen ein schönes Mädchen war, und ich mich an dem Anblick eines solchen erfreute, wie etwa an einer schönen Blume, so war der Eindruck, den Emilie auf mich machte, ein ganz anderer, ich hörte und sah nichts mehr um mich herum, ich sah nur sie, ich fühlte mich so glücklich und wohl, daß mir die Welt auf einmal, wie von einem magischen Lichte beleuchtet, in einem Meere von Farben zu schwimmen schien; doch ich will Dich nicht mit

diesen romantischen Scenen langweilen, da Dein Herz noch frei ist, und Dir vielleicht eine hübsche Mädchengestalt noch nicht einmal, wie mir früher, als eine schöne Blume erschienen ist, oder Du in der gewissenhaften Furcht vor dem Eindruck, welchen die negativ elektrischen Naturen Klausens auf uns positive machen können, Dich mit einem doppelten Panzer von Glas und Siegellack umgabst, um alle Fernwirkungen von Dir abzuhalten; aber hüte Dich, Freund! diese Panzer gegen die Elektricität sind zerbrechlich, und jener neckische Gott, der nun schon seit Jahrtausenden mit seinen Pfeilen verwundet, findet ein besonderes Vergnügen daran, jene, welche sich am meisten gegen ihn sträuben, am tiefsten zu verwunden; doch es ist sieben vorbei, um halb acht muß ich am Thore der Frauenkirche seyn, um Emilie zu sehen. Deßhalb lebe für heute wohl und hüte Dich vor dem losen Gotte. Es umarmt Dich im Geiste

Dein

Hermann.

L... 26. August 1828.

Lieber Hermann!

Mache Dich heute auf einen langen Brief gefaßt, denn ich habe Dir durch diesen eigentlich zwei Briefe zu beantworten, nämlich den vom 20. Juni und vom 2. ds. Mts. Ob Du freilich bei Deinem gegenwärtigen Zustande, nach dem Schlusse Deines Briefes zu

urtheilen, geneigt seyn wirst, lange Episteln zu lesen, will ich dahin gestellt seyn lassen. Vielleicht liest Du meinen Brief auch gar nicht, oder überfliegst ihn, wie man etwa die Rede eines Landtagsabgeordneten überblickt und sich hie und da aus einem Worte das Uebrige hinzudenkt; denn, wenn ich auch diese Leidenschaft der Liebe noch nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe, so habe ich doch viele derartige Beobachtungen an Anderen gemacht, welche von ihr plötzlich, wie Du, ergriffen worden waren, daß sie über derselben alles Uebrige vergaßen und gering achteten, bis sie nach einiger Zeit wieder zu sich kamen und einsahen, daß Fleisch und Blut den Geist eines Mannes nicht für die Dauer fesseln können; freilich habe ich auch schon Manchen unterliegen sehen, was ich von Dir um so weniger erwarte, da schon der Eingang Deines Briefes beweist, daß Du noch anderen Gedanken, als denen an ein schönes Gesicht, Raum gibst. Was jedoch Deine Meinung anbetrifft, als habe ich durch die Erzählung der beiden Todesfälle Deine Ansichten über das Christenthum widerlegen wollen, so bist Du im Irrthum, diese nahmen nur als Etwas noch nicht Erlebtes meine ganze Seelenstimmung ein, und ich fühlte mich gedrungen, Dir sie mitzutheilen, bevor ich an eine Antwort auf Deinen Brief denken konnte. Nun ist mir's auch um so lieber, daß ich Deinen zweiten Brief noch erhalten habe, denn ich glaube, Du wirst jetzt so ziemlich Deine Gründe gegen die Wahrheit des Christenthums erschöpft haben, welche summarisch darauf hinauslaufen,

daß es wider die Vernunft und wider das Gewissen, d. h. wohl nach Deiner Ansicht ein vernünftiges Gewissen, (da es auch Leute gibt, für welche der Glaube eine ebenso ernste Gewissenssache, wie für Dich Deine Vernunft, ist), sey, etwas für wahr zu halten, was gar nicht wahr seyn könne und was für die Sittlichkeit nicht den geringsten Werth habe, sondern im Gegentheil als etwas Unwahres, der Sittlichkeit geradezu entgegengesetzt sey. Wenn ich Dich nun auch nicht gerade mit Deinen eigenen Waffen zu schlagen beabsichtige, so wirst Du mir doch erlauben, aus Deinem beliebten Buche Kants, der Vernunftreligion, eine Stelle zu citiren, welche wenigstens darthut, daß Kant selbst weit nachsichtiger gegen die von der Vernunft angefeindeten und mit ihr scheinbar unverträglichen Wunder ist, als seine Schüler, seine Nachtreter und Nachbeter; natürlich mußten diese auch in der Consequenz ihrer Vernunft einen Schritt weiter gehen als der Meister selbst. Der Immanuel eurer Vernunftreligion sagt also in seinem oft berührten Buche: „Wenn eine „moralische Religion, (die nicht in Satzungen und „Observanzen, sondern in der Herzensgesinnung zur „Beobachtung aller Menschenpflichten, als göttlichem „Gebote zu setzen ist) gegründet werden soll, so müs„sen alle Wunder, die die Geschichte mit ihrer Ein„führung verknüpft, den Glauben an Wunder über„haupt entbehrlich machen; denn es verräth einen „sträflichen Grad moralischen Unglaubens, wenn man „den Vorschriften der Pflicht, wie sie ursprünglich „in's Herz des Menschen durch die Vernunft geschrie-

„ben sind, anders nicht hinreichende Autorität zuge-
„stehen will, als wenn sie noch dazu durch Wunder
„beglaubigt werden: „wenn ihr nicht Zeichen
„und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“
„Nun ist es doch der gemeinen Denkungsart der
„Menschen ganz angemessen, daß, wenn eine Religion
„des bloßen Kultus und der Observanzen ihr Ende
„erreicht, und dafür eine im Geist und in der Wahr-
„heit (der moralischen Gesinnung gegründete) einge-
„führt werden soll, die Introduction der letztern, ob
„sie es zwar nicht bedarf, in der Geschichte noch mit
„Wundern begleitet und gleichsam ausgeschmückt werde,
„um die Endschaft der ersteren, die ohne Wunder gar
„keine Autorität gehabt haben würde, anzukündigen;
„ja auch wohl so, daß um die Anhänger der ersteren
„für die neue Revolution zu gewinnen, sie als jetzt
„in Erfüllung gegangenes älteres Vorbild dessen,
„was in der letztern der Endzweck der Vorsehung
„war, ausgelegt wird, und unter solchen Umständen
„kann es nichts fruchten, jene Erzählungen
„oder Ausdeutungen jetzt zu bestreiten, wenn
„die wahre Religion einmal da ist, und sich nun und
„fernerhin durch Vernunftgründe selbst erhalten kann, die
„zu ihrer Zeit, durch solche Hilfsmittel introducirt zu
„werden bedurfte; man müßte denn annehmen wollen,
„daß das bloße Glauben und Nachsagen unbegreiflicher
„Dinge (was ein jeder kann, ohne darum ein besserer
„Mensch zu seyn, oder jemals dadurch zu werden) eine
„Art und gar die einzige sey, Gott wohl zu gefallen,
„als wieder welches Vorgeben mit aller Macht gestritten

„werden muß. Es mag also seyn, daß die Person des „Lehrers der alleinigen, für alle Zeiten giltigen Reli- „gion, ein Geheimniß, daß seine Erscheinung auf Erden, „sowie seine Entrückung von derselben, daß sein tha- „thenvolles Leben und Leiden lauter Wunder, ja gar, „daß die Geschichte, welche die Erzählung aller jener „Wunder beglaubigen soll, selbst auch ein Wunder „(übernatürliche Offenbarung) sey: so können wir sie „insgesammt auf ihrem Werthe beruhen lassen, ja „auch die Hülle noch ehren, welche gedient hat, „eine Lehre, deren Beglaubigung auf einer Urkunde „beruht, die unauslöschlich in jeder Menschen Seele „aufbehalten ist, und keiner Wunder bedarf, öffentlich „in Gang zu bringen; wenn wir nur, den Gebrauch „dieser historischen Nachrichten betreffend, es nicht „zum Religionsstücke machen, daß das Wissen, Glau- „ben und Bekennen derselben für sich etwas sey, wo- „durch wir uns Gott wohlgefällig machen können." Kant läßt also doch hindurchblicken, daß jene Wunder wenigstens geschehen seyn könnten, daß es einmal eine Zeit gegeben haben könne, in welcher sie nöthig waren; nur für unsere hochvernünftige Zeit seyen sie nichts mehr als Hüllen, und als solche sollen wir sie auch noch ehren. Ich frage Dich nun, was ist der Mittelpunkt im ganzen Christenthum, ist es der moralische Satz: „was Du nicht willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht" oder ist es nicht vielmehr jener Satz: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater denn durch

mich;" ist es aber dieser, woran nach dem ganzen Inhalte des neuen Testamentes nicht zu zweifeln, wofür jede Zeile desselben ein Zeugniß ablegt, worauf das ganze alte Testament hinweist, so ist es nicht die christliche Moral, welche die Menschheit beglücken soll, **sondern es ist das Erlösungswerk des Gottmenschen.** Nicht dadurch, daß wir die Gebote der christlichen Moral erfüllen, werden wir mit Gott versöhnt, sondern lediglich und ganz allein durch die innerste Ueberzeugung, d. i. der Glaube, von dieser Versöhnung mit Gott durch Christus. Jene Vernunftreligion hat mit der christlichen Religion nichts gemein als die Regeln, welche sich auf einen sittlichen Lebenswandel beziehen, diese Regeln finden sich in der Lehre des Confucius und in allen andern heidnischen Religionen, sie sind so alt als unser Geschlecht, aber die Lehre von der Sünde und von der Versöhnung mit Gott ist ebenfalls so alt als unser Geschlecht, nur das Heidenthum und die Vernunftreligion kennen diese Lehre nicht, oder versuchen vielmehr die Versöhnung mit Gott durch Verbrennung von Goldpapieren, Räucherpulver, geweihter Kerzen oder durch einen guten Lebenswandel zu bewerkstelligen, wie dieses aus folgender Stelle und zwar dem Schluß der Kant'schen Vernunftreligionslehre unzweifelhaft hervorgeht. Nachdem er nämlich geeifert hat gegen die, welche es der göttlichen Vorsorge überlassen, aus ihnen bessere Menschen zu machen, indem sie sich der Frömmigkeit (einer passiven Verehrung des göttlichen Gesetzes) statt der Tugend

(der Anwendung eigener Kräfte zur Beobachtung der von ihm verehrten Pflicht) befleißigen, welche Letztere doch mit der Ersteren verbunden, allein die Idee ausmachen kann, die man unter dem Worte Gottseligkeit (wahre Religionsgesinnung) versteht, so sagt er weiter: „Wenn der Wahn eines solchen vermeinten Him„melsgünstlings bis zur schwärmerischen Einbildung „gefühlter besonderer Gnadenwirkungen in ihm steigt „(bis sogar zur Anmaßung der Vertraulichkeit eines „vermeinten verborgenen Umganges mit Gott) so eckelt „ihm gar endlich die Tugend an, und wird ihm ein „Gegenstand der Verachtung; daher es denn kein „Wunder ist, wenn öffentlich geklagt wird: daß Re„ligion noch immer so wenig zur Besserung der Men„schen beiträgt und das innere Licht dieser Begna„digten nicht auch äußerlich, durch gute Werke, leuch„ten will (wie man nach diesem ihrem Vorgeben wohl „fordern könnte), vorzüglich vor andern natürlich-ehr„lichen Menschen, welche die Religion nicht zur Er„setzung, sondern zur Beförderung der Tugendgesinnung, „die in einem guten Lebenswandel thätig' erscheint, „kurz und gut in sich aufnehmen. Der Lehrer des „Evangeliums hat gleichwohl diese äußere Beweis„thümer äußerer Erfahrung selbst zum Probierstein „an die Hand gegeben, woran, als an ihren Früchten, „man sie und ein jeder sich selbst erkennen kann. Noch „aber hat man nicht gesehen, daß jene, ihrer Meinung „nach, außerordentlich Begünstigten (Auserwählten) „es dem natürlichen ehrlichen Manne, auf den man „im Umgange, in Geschäften und in Nöthen ver-

„trauen kann, im mindesten zuvorthäten, da sie viel=
„mehr im Ganzen genommen, die Vergleichung mit
„diesem kaum aushalten dürften; zum Beweise,
„daß es nicht der rechte Weg sey, von der
„Begnadigung zur Tugend, sondern viel=
„mehr von der Tugend zur Begnadigung
„fortzuschreiten." Durch diesen Satz wirft Kant
die ganze christliche Religionslehre über den Haufen,
denn der Weg des Christenthums ist gerade der um=
gekehrte, von dem Glauben zur Erlösung und durch
den Glauben zur wahren Tugend, nicht aber, wie
Kant will, durch einen guten Lebenswandel zur Gnade.
Wie schwach ist überhaupt die Argumentation Kants,
daß, weil man im Umgange in Geschäften und Nöthen
einem ehrlichen Manne oft eher vertrauen könne, als
einem, welcher ein Christ zu seyn vorgibt, man den
Beweis zu suchen habe, daß man nicht von der Be=
gnadigung zur Tugend, sondern vielmehr von der
Tugend zur Begnadigung fortzuschreiten habe. Darauf
ruht also der Schlußstein seines künstlichen Gewölbes
der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Ver=
nunft. Damit gibt er aber zugleich zu erkennen,
daß er, da er sich jedenfalls selbst zu seiner Vernunft=
religion bekannt hat, das Wesen des Christenthums
nicht erkannt habe. Der Vernunftglaube ruht auf
dem Satze: wir erlangen Gnade von Gott
(denn diese Gnade braucht auch der Vernünftige)
dadurch, daß wir uns eines sittlichen Le=
benswandels befleißigen; der Glaube des
Christen hingegen besteht in der Ueberzeugung, daß

er durch Christus mit Gott versöhnt worden sey, daß ihm durch diesen die Gnade geworden und er nun als ein Versöhnter mit Gott, auch ein Gott wohlgefälliges Leben führen und Werke der Liebe verrichten könne. Der Vernünftige erwirbt sich die Gnade Gottes durch einen guten Lebenswandel, der Christ hat die Gnade durch den Glauben an das Versöhnungswerk durch den Mittler erhalten und thut die Werke, weil sie Gott wohlgefällig sind, nicht um sich dadurch die Gnade Gottes zu verdienen. Die Werke des Vernunftgläubigen sind die Pfennige, womit er die Gnade Gottes verdienen und die Sünden (die Gott mißfälligen Thaten) ungeschehen machen will; die Werke des an das Versöhnungswerk Christi Glaubenden sind die goldenen Früchte des Baums, welcher sie, in einen neuen Boden verpflanzt, durch die Gnade Gottes hervorbringt. Nun frage ich und appellire an Deine Vernunft: ist es vernünftiger zu glauben, wir werden dadurch, daß wir anfangen einen sittlichen Lebenswandel zu führen, unsere früheren Gott mißfälligen Handlungen ungeschehen machen, und uns die Liebe und Gnade Gottes dadurch verdienen, oder daß wir glauben, unsere Sünden seyen getilgt durch das Versöhnungswerk Christi, und in dieser Ueberzeugung fangen wir an ein neues Leben zu führen und thun was Gott gefällt. Der Vernunftgläubige behält seine Schulden und arbeitet sich todt, um nicht in größere zu verfallen; dem an Christus Glaubenden ist seine Schuld erlassen und er bringt Früchte, die ihm aufbewahrt werden für ein ewiges Leben. Geliebter Freund!

zuletzt ruht alles auf Glauben, d. h. auf einer tiefen inneren Ueberzeugung, die aber mit unseren durch die Sinne erlangten Ueberzeugungen nichts gemein hat, die durch den Verstand nicht begriffen werden kann und doch weit tiefer in uns wurzelt, als die ganze Welt der Sinne. Jener tiefe, heilige, innere Glaube ist das Bewußtseyn, daß wir mit Gott, mit jenem Wesen, aus welchem die Welt und der Mensch hervorgegangen, im Zusammenhange stehen durch Christus, daß wir als losgerissene Glieder seines ewigen Leibes durch ihn mit ihm wieder vereinigt, daß wir als verlorene Söhne durch ihn wieder in das Vaterhaus zurückgeführt worden sind. Worin besteht die gute That, worin der gute Lebenswandel, etwa bloß in dem Nutzen, den wir einem Andern gewähren, oder in der äußeren bürgerlichen Ehrbarkeit, o Freund! wie sollten wir dadurch mit Gott versöhnt werden, es ist ein vergebliches Ringen, es ist der Stein des Sisiphus, welchen wir den Berg hinan rollen und rollen, und ewig rollt er auf uns zurück; unser Leben vergeht darüber, und wir sterben unversöhnt mit Gott. Die vorchristliche Welt kannte doch diese Sehnsucht, denn alle Völker warteten des großen Augenblicks; er erschien — noch einmal rief der Allgewaltige „es werde Licht“ und die Sonne der Gnade gieng auf und sendete ihre Strahlen bis in die fernsten Enden der Erde, und die Menschheit jubelte, nun ist sie des Tages gewöhnt, sie hat vergessen, daß sie im Dunkel saß, sie will, wie der sterbende Göthe, „mehr Licht,“ und merkt kaum, daß sie nur wieder

dem Dunkel entgegengewandelt. Man redet immer und immer von der Vernunft, will nur glauben, was mit der Vernunft übereinstimmt, nur das gelten lassen, was mit der Gewissenhaftigkeit der gelehrten, wissenschaftlichen Untersuchungen und vor dem Richterstuhle einer unpartheiischen Kritik bestehen könne; nun gut, wir wollen dieses gelten lassen, man lasse aber auch dann nicht das Eine und Wichtigste zurück, um zuletzt nur gegen einen Theil des Ganzen zu kämpfen und dadurch obzusiegen. Hierin sind alle einig, Juden wie Christen, daß das alte Testament viele Jahrhunderte vor Christi Geburt als ganzes Buch existirt habe, dieser Satz ist der erste Pfeiler, auf welchem das Christenthum ruht, gegen welchen weder Vernunft noch Kritik etwas einwenden können. Denn noch existirt dieses Buch in seinen uranfänglichen und späteren Gestalten, in hebräischer und griechischer Sprache, wie es Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in den Bibliotheken der verschiedenen Völker aufbewahrt wurde. Dieses Buch enthält die Entstehung, die gesetzliche und religiöse Ausbildung eines Hirtenvolkes, es enthält die bestimmtesten Voraussagungen über den Untergang dieses Volkes und dessen damit in Verbindung stehende Hoffnungen auf eine endliche Erlösung, Errettung und Wiederherstellung durch einen Mann aus dem Volk, dem Geschlechte Davids. Dieses ist der zweite Pfeiler des Christenthums, die Vernunft und die Kritik können nicht anders, als die Wahrheit dieses Satzes zugeben; wenn sie auch nicht zugeben wollen, daß alle Sätze, welche im neuen

Testamente, als auf den erschienenen Messias angewendet, sich geradezu auf denselben beziehen. Die in dem Buche enthaltenen Voraussagungen von der Erscheinung eines Messias, welche durch einen Propheten (Daniel) sogar auf das Jahr der Geburt des Messias sich mit der größten Bestimmtheit erstreckten, sind in Erfüllung gegangen. Es erschien ein solcher Mann, welcher wenigstens von einem kleinen Theile des Volkes für den Messias gehalten wurde, welcher es selbst sagte, er sey der Messias, und dessen Lehren und Thaten von seinen Schülern erzählt und gesammelt wurden und im neuen Testamente aufbewahrt worden sind. Dieses Buch ist auf uns gekommen, es bildet den dritten Pfeiler. Die Voraussagungen dieses Lehrers der Menschen sind schon zum Theil in Erfüllung gegangen, seine Lehre verbreitet sich über alle Länder der Erde und erschüttert das Heidenthum; es ist nicht daran zu zweifeln, und diese Erfüllung, wie das Daseyn des Christenthums, bilden daher den vierten Pfeiler. Endlich bildet den fünften Pfeiler für die Wahrheit des Christenthums, jenes Volk, welches von Gott aufbewahrt wird zu einem Zeugniß über den Unglauben der Anderen, und welches, während alle Völker des Alterthums untergiengen und spurlos verschwunden sind, allen Stürmen der Zeit und der gegen sie wüthenden Völker Widerstand leistete und bis ans Ende der Tage in unbezwungener Eigenthümlichkeit ausharren wird, — dieses Volk sind die Juden. Siehe da die fünf Pfeiler des großen Domes, welche wie die vier Endpunkte des Kreuzes, durch dessen Mittelpunkt,

welcher ist Christus, zusammengefügt sind, und sich als Ganzes gegenseitig stützen; sie bilden das ewige, unumstößliche Fundament der Kirche, welches weder der sublimste Verstand noch die schärfste Kritik angreifen werden, denn sie sind, sie sind! sie stehen da vor Jedermanns Augen, sie lassen sich mit Händen greifen.

Nun gehen wir aber weiter von der äußeren Erscheinung auf die innere Wahrheit, so wird jeder zugeben, daß während wir in der ganzen Natur eine Vollendung, eine Abgeschlossenheit in jedem Einzelwesen erkennen, gerade beim Menschen dieser Endpunkt nicht erreicht ist. Das Thier, auch auf der höchsten Stufe der Ausbildung, ist ein bewußtloses Wesen, es wird nur von einem äußeren Erhaltungstriebe in Thätigkeit gesetzt, es läuft nach Futter um zu leben, es folgt dem Geschlechtstrieb, bewußtlos verrichtet es denselben, ohne Absicht sein Geschlecht zu erhalten, es ist ein Diener äußerer Kräfte, es lebt und weiß nicht, daß es lebt, es pflanzt sich fort und weiß nicht warum, es arbeitet für uns, nur weil es die Peitsche fürchtet. Hingegen beim Menschen ist alles Freiheit, alles Willkühr, die Bewegung des kleinsten Gliedes hängt vom Willen ab, er hungert, wenn er will, und ißt, wenn es ihm beliebt, er zeugt Kinder oder nicht, er schläft, er wacht, ganz wie es ihm gelegen ist, ja er hebt sein leibliches Daseyn auf, wenn es ihm unerträglich erscheint. Wenn ihn auf der einen Seite die Triebe des Thieres verfolgen und er als Thier erscheint, so steht es doch ganz in seinem Ermessen, diesen Trieben Gehör zu geben oder nicht, oder sie ganz abzuweisen;

das Thier hat keinen Willen, denn der Wille ist nur für den möglich, welcher zwischen zwei Dingen wählen, dem Triebe Folge leisten kann oder nicht. Wenn das Thun des Thiers nur von äußeren Einflüssen abhängt, wenn alle Thätigkeit in ihm zuletzt nichts anderes ist, als das Fließen des Wassers, das Rollen einer Kugel, das Fallen eines Steins, mit einem Worte die Thätigkeit einer organischen durch äußere Kräfte bewegten Maschine, so findet beim Menschen gerade das Gegentheil statt, denn alle Thätigkeit hängt bei ihm von dem Willen ab, alles, was er thut, geschieht nach einem vorhergegangenen Uebereinkommen mit sich selbst, das heißt, nach der Ueberlegung und des daraus hervorgehenden Willens, und des durch diesen in Vollzug gesetzten Befehls an die Glieder. Während das Thier durch allgemeine Kräfte getrieben wird, erscheint die Thätigkeit des Menschen als die Folge einer besondern Kraft, des Willens. Diese Kraft findet sich in jedem Menschen, sie geht aus von einer geistigen Thätigkeit; diese kann sich erstrecken auf Dinge, welche einen Gegensatz in sich tragen, nämlich auf solche, welche der innern Stimme, dem geistigen Menschen, als gut oder böse erscheinen. Das Thier hat Empfindung für Schmerz und für Lust, auch der Mensch als Thier; Schmerz und Vergnügen sind die Pole, welche aber vom leiblichen Menschen auch auf dessen geistiges Wesen übergetragen werden. Für jeden Sinn haben wir ein besonderes Vergnügen und einen besondern Schmerz. Farbe und Gestalt erfreuen das Auge, wenn sie in harmonischer Zusammenwirkung

sind, sie mißfallen uns, wenn jene Harmonie fehlt; das Ohr wird durch Töne ergötzt, wenn diese mit dem inneren Gesetze der Regelmäßigkeit in Verbindung stehen, sie verletzen unser Gehör, wenn sie nicht nach diesem Gesetze aufeinanderfolgen oder zusammenklingen. Ebenso werden unsere übrigen Sinne, Geruch, Geschmack und Gefühl nach einer ewigen Gesetzmäßigkeit in Wohlbehagen oder Mißvergnügen versetzt, aber namentlich sind es beide ersteren Sinne, welche mit dem inneren Wesen des Menschen in nächster Beziehung stehen. Der Bildhauer, der Maler streben dahin, diese Harmonie der Gestalten und der Farben vor unsere Seele zu führen; der Tonsetzer sucht durch die Irrgänge der enharmonischen Akkorde unser Ohr plötzlich mit dem Uebergang zum reinen Dreiklang zu überraschen, und gleichsam aus verschiedenen Sätzen die Wahrheit der Töne zu entwickeln. In unserem Wesen liegt ein Etwas, welches nach dieser Wahrheit ringt, und welches diese Wahrheit gefunden, aufjauchzt, denn das Höchste, was wir finden können, ist diese Uebereinstimmung der äußeren Vollendung der Harmonie der Dinge mit unserem inneren Sinne. Dieses Ringen nach Wahrheit und dieses Erkennen derselben ist das eigentliche göttliche Bewußtseyn in uns, durch dasselbe sind wir die Kinder Gottes, in ihm ruht das Bild Gottes. Dieser Spiegel der Wahrheit kann trüber, kann heller erscheinen, je nachdem unser Streben nach jener aufrichtiger und ernster oder gleichgiltiger ist. Entweder lassen wir uns täuschen, oder täuschen uns selbst und stoßen da-

durch die Wahrheit zurück. Unser ganzes Leben ist ein Kampf des Aeußeren gegen unser Inneres, des Vergänglichen gegen das Unvergängliche. Dadurch, daß wir das Vergängliche für Etwas halten, was des Erlangens werth sey, was doch nicht zu erlangen ist, da es uns nicht bleibt, lassen wir uns täuschen, und indem wir uns glauben machen es sey Etwas, täuschen wir uns selbst. Wer sich beobachtet hat, wird gefunden haben, daß in uns gleichsam zwei Personen leben, welche mit sich im beständigen Streite sind; die eine Person, die innere Wahrheit im Bewußtseyn ihres ewigen Rechtes, verschmäht es, die andere durch Spitzfindigkeiten des Verstandes zu bekämpfen, sie setzt jenen, welche in Verbindung mit der Schmeichelei der Sinne die vorzüglichsten Waffen der anderen Person sind, nur das Schild des Glaubens entgegen; sie weiß es, daß ihr doch noch das Feld bleiben muß, aber bei alledem wird sie nur zu oft zurückgedrängt und von jener beherrscht und ihre Wirkung so eingeschränkt, daß sie fast verschwunden zu seyn scheint. Dieses Doppelwesen nun ist der Mensch, für welchen die Erde nicht Anfang und Vollendung, wie für die Thiere, sondern nur Anfang ist zu einem höheren Daseyn; dieses höhere, ewige Daseyn, kann aber mit dem endlichen, vergänglichen nichts gemein haben, es läßt das Vergängliche zurück durch den Tod und nur das für die Wahrheit kämpfende Wesen wird für das höhere Leben bewahrt. Ist nun in diesem die eine Person der Doppelnatur die herrschende gewesen, welche dem Vergänglichen huldigte, so wird auch dieser Person

ein neues Leben, welches ihr, da sie das nicht mehr findet, was ihr Freude machte, zur Verdammniß. In unserem Geschlechte war nun jener Kampf zum Vortheile der niedrigeren Sphäre ausgeschlagen, ja der Kampf schien ganz verschwunden zu seyn, das Irdische feierte den Triumph, der Glaube war nur noch ein Schatten; da wollte Gott nicht noch einmal, wie früher, die sich ihm entfremdete Menschheit durch die Fluthen vernichten und ein neues, göttlicheres und gläubigeres Geschlecht entspringen lassen, sondern sie durch ein Mittel erneuern und für ihre endliche Bestimmung vorbereiten, welches das Erhabenste war, — er schuf einen neuen Menschen, der, wie der Erstgeschaffene, wohl auch der Versuchung preisgegeben war, welcher er aber nicht wie jener erste unterlag, sondern obsiegte, siegend die Unschuld des ersten Menschen durch den Tod büßte, aber auch zugleich dadurch der Sieger für alle wurde, welche mit ihm an diesem Siege Theil nehmen wollen. Jene Urschuld, mögen wir sie nun als von unsern Eltern ererbt, oder durch unser Verhalten gegen Gott, oder in Folge der inneren Stimme als selbst begangen auf uns lastend halten, können wir nicht von uns wälzen, dadurch, daß wir uns eines reinen, sittlichen Lebenswandels befleißigen; denn dadurch, daß ein Knecht den Willen seines Herrn erfüllt, macht er es nicht ungeschehen, daß er früher wider den Willen desselben gehandelt hat; wir werden aber von ihr befreit nur durch die feste Ueberzeugung, daß ein Mensch vor Gott gerecht erschienen ist, und daß uns diese Gerechtigkeit des einen, als eigene Gerech-

tigkeit zugerechnet wird. Es ist diese Aneignung nicht eine durch den Verstand zu erfassende und zu begreifende, sondern sie ruht in unserer inneren Ueberzeugung, das ist, im Glauben; sie ist eine Erfahrung, von der eben nur jener, welcher sie selbst erfahren hat, überzeugt seyn kann. Diese Erfahrung ist aber nicht etwa eine solche, welche nur von einzelnen Menschen gemacht werden kann, sondern sie wird allen an das Herz gelegt, und da es in dem göttlichen Willen liegt, die Menschheit durch sich selbst mit Gott wieder zu vereinen, so ist uns der göttliche Befehl geworden, diese heiligste Wahrheit allen Menschen an's Herz zu legen, es ihren Willen überlassend, sie anzunehmen oder nicht. Denjenigen aber, welchen das Evangelium nicht zu Ohren gekommen, ist doch die innere Stimme gegeben, daß ein Gott sey, und die Schöpfung vor die Augen gelegt, daß auch für sie keine Entschuldigung übrig bleibt, da sie von ihrem Gewissen beständig gemahnt werden, nicht das Vergängliche, sondern das Unvergängliche zu ergreifen, wenn ihnen auch die Versöhnung mit Gott in Dunkel gehüllt bleibt. Betrachte einmal die Geschichte unseres Geschlechtes, so wirst Du finden, daß diese noch nicht zum Abschluß gelangt sey, wir bemerken ein fortwährendes Drängen nach einer höheren Entwicklung; worin besteht nun eigentlich dieser Höhenpunkt, dieser Schlußpunkt, dieses Endziel unseres Geschlechtes, doch wohl darin, daß wir das göttliche Urbild in uns wieder herzustellen suchen, als welches wir aus der Hand des schaffenden Geistes hervorgegangen sind; sollte die Ge-

schichte unseres Geschlechtes nur ein zielloses Schwanken zwischem Guten und Bösen, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen Wahrheit und Lüge seyn? oder finden wir in ihr wirklich, wenn auch nur ein langsames Fortschreiten zu einem höheren Endziel? Ich glaube Niemand kann daran zweifeln, daß wir wirklich in einem Fortschritte begriffen sind, ist aber dieser Fortschritt nur ein äußerlicher, besteht er etwa nur darin, daß wir uns nicht mehr mit rohen Thierhäuten bekleiden, rohes Fleisch und Eicheln essen, sondern uns mit feinen Gespinnsten bekleiden und verfeinerte Speisen genießen, daß wir nicht mehr in Erdhöhlen und Hütten, sondern in freundlichen Häusern wohnen, daß wir nicht mehr mühsam uns von einem Orte zum andern auf unsern Füßen bewegen, sondern uns die Thiere, die Elemente und Kräfte der Natur zu unsern Dienern gemacht haben, so daß uns die bei unserem Eintritt in das Leben von Gott zugesicherte Herrschaft über die Erde und ihre Geschöpfe in vollem Maße zu Theil geworden ist; oder soll neben dieser Herrschaft noch ein anderer Theil des Bildes Gottes in uns zur Vollendung kommen. Wer wollte, wer könnte daran zweifeln; und worin besteht er? worin anders als in der Kindschaft Gottes, in der Sehnsucht nach der Erkennung der Wahrheit, in der Liebe zu ihr und in der Liebe der Menschen untereinander. Es wird die große Zeit kommen, von welcher die Propheten Micha und Jesaias reden; erlaube mir die herrliche Stelle aus Micha niederzuschreiben: „In

„den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des „Herrn Haus stehet, gewiß seyn höher denn alle „Berge und über alle Hügel erhaben seyn. Und die „Völker werden herzulaufen, und viel Heiden wer-„den gehen und sagen: Kommt lasset uns hinauf „zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des „Gottes Jakob, daß er uns lehre seine Wege, und „wir auf seiner Straße wandeln; denn aus Zion „wird das Gesetz ausgehen und des Herrn „Wort aus Jerusalem. Er wird unter großen „Völkern richten, und viel Heiden strafen in fernen „Landen. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren „und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein „Volk wider das Andere ein Schwert aufheben und „werden nicht mehr kriegen lernen. Ein Jeglicher „wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum woh-„nen ohne Scheu: denn der Mund des Herrn Zeba-„oth hat's geredt. Denn ein jeglich Volk wird wan-„deln im Namen seines Gottes, aber wir werden „wandeln im Namen des Herrn unsers Gottes immer „und ewiglich." Die erste Hälfte dieser Prophezeihung ist bereits in Erfüllung gegangen, die andere Hälfte wird noch erfüllt werden, alle Völker werden zuletzt den Namen des großen Königs von Jerusalem an-rufen und werden ein königliches Geschlecht seyn, und als Brüder beisammenwohnen. Wo ist ein Volk, wie die Juden, welches solche Verheißungen hätte, und dessen Verheißungen so gewiß in Erfüllung ge-gangen sind? Warum standen nicht unter den hoch-gebildeten Völkern des Alterthums, unter Griechen

und Römern begeisterte Männer auf, welche von der fernen Zukunft sprachen und die Ueberzeugung hegten, daß durch sie die Welt beglückt werden sollte, daß sie einmal der Mittelpunkt aller Völker werden sollten, und dieses verachtete schwache Hirtenvolk hatte diese feste Ueberzeugung von seinem hohen Berufe, wie läßt sich dieses anders erklären, als daß seinen begeisterten Männern die Augen über die Zukunft ihres Volkes von Gott selbst geöffnet wurden. Wenn Jesaias ausruft: „uns ist ein Kind geboren, ein Sohn „ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner „Schulter: und er heißet Wunderbar, Rath, Kraft, „Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst. Auf daß seine „Herrschaft groß werde, und des Friedens kein Ende „auf dem Stuhle David und seinem Königreich, daß „ers zurichte und stärke mit Gericht und Gerechtig„keit von nun an bis in Ewigkeit.“ Welcher heilige Ernst, welche tiefe und feste Ueberzeugung ruht in diesen Worten und wie erfüllten sie sich! Ist dieser erwartete Messias nicht der Mittelpunkt der Geschichte geworden, und dreht sich nicht der Untergang, das Aufleben und Fortbestehen der Völker lediglich um diesen Punkt? Glaubst Du, daß Kants Vernunftreligion, daß die Schriften der Spötter, der Zweifler und der Kritiker es vermögen, diesen Schwerpunkt unseres Geschlechtes aus der Stelle zu rücken; ja, Geliebter! er war der Schwerpunkt der Menschheit noch bevor sie ihn kannte, und ist es nun noch mehr, da wir ihn kennen. Wie die Magnetnadel in ewiger Unruhe schwankt bis sie den Pol gefunden hat, so

die Menschheit vor der Erscheinung Christi, nun sie ihn aber gefunden, freuen sich diejenigen der Gewißheit in Gott, welche diesen Punkt erkannt und in ihm Festigkeit und Ruhe erlangt haben. Wer die Wahrheit nicht ergreifen will, soll nicht dazu gezwungen seyn, die Zeit wird kommen, wo allen die Augen aufgehen, möchten es nicht viele seyn, denen sie sich zu spät öffnen. Dieser Christus aber ist der Mittelpunkt unseres Glaubens, nicht der Kantische gute Lebenswandel, der Christ thut das Gute, weil es Gott wohlgefällig ist, nicht um dadurch die Gnade Gottes zu verdienen, denn Gnade kann überhaupt nicht verdient werden, sondern sie ist ein freiwilliges Geschenk des Begnadigenden; die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden ist ihm in Christo geworden, der Tod und die Auferstehung Christi sind ihm nicht leere Hüllen, nicht Wunder um die Wahrheit der Moralsätze zu bestätigen, denn diese glaubt man auch ohne Wunder, sondern sie sind ihm die heilige Versicherung Gottes, daß wir mit ihm versöhnt sind und Friede mit ihm haben, sie sind das Siegel für unsere Hoffnung, daß uns Gott zu einem neuen Leben berufen wird in einer vollkommeneren Welt, sie sind der Keim, welcher sich in uns entwickelt, um Früchte zu bringen für ein zukünftiges Leben. Dieser Glaube ruht aber auf jenen fünf äußern Säulen, in dem unleugbaren Daseyn des alten und neuen Testamentes, der Erfüllung der Prophezeihung in demselben, des sich über die ganze Welt ausbreitenden Christenthums, und des unvergänglichen Volkes der Juden, welche zu einem Zeug-

niß für alle Völker gesetzt sind, daß sie sich nicht entschuldigen können, daß ihnen die Wahrheit verborgen geblieben wäre, sie ruht auf der inneren festen Ueberzeugung, welche nicht durch den Verstand begriffen, der überhaupt nur sinnliche Wahrheiten begreifen kann, und welche so tief wurzelt, daß sie uns durch nichts entrissen werden kann; sie ist es, durch welche wir selig werden, denn wir wissen gewiß, daß in keinem andern Heil ist, und ist auch kein anderer Namen den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der des Erlösers. Möge diese innere Ueberzeugung in den Herzen aller Menschen aufgehen, wie die Frühlingssonne, und die Zeit würde gekommen seyn, in welcher wir nicht mehr zu bitten brauchen: „dein Reich komme,“ sondern nur: „dein Wille geschehe;“ dieser heilige Wille geschehe und lasse Dich und Alle, welche die innere Wahrheit und die Ueberzeugung, daß wir nur durch Christus Frieden mit Gott haben, noch nicht ergriffen haben, erkennen. Sein Friede sey mit uns.

Dein

Wilhelm S.

M... den 27. September 1828.

Lieber Wilhelm!

Habe Dank für Deinen langen Brief, er hat mich innigst erfreut, denn ich habe daraus ersehen, mit welcher Festigkeit, mit welcher Ueberzeugung Du deinen Glauben ergriffen hast. Du magst recht haben,

daß für die Wahrheit des Christenthums, und für jene ganz und gar unbegreiflichen Wunder des Wiederlebendigwerdens eines Gestorbenen, des Auffahrens desselben gen Himmel in unserem Inneren, wenn auch nur in dem verborgensten Winkel des Herzens, eine Stimme ist, die alle Widersprüche der Vernunft abweist und sagt: es ist so, wie es geschrieben steht. Aber Du wirst mir doch auch zugeben, daß eben diese Stimme wohl nichts anderes ist, als jener erste tiefe Keim, der in uns in unserer Kindheit gelegt wurde; die Erinnerung an die ersten, heiligen Eindrücke in das unverdorbene Gemüth des Kindes, sie steht in Verbindung mit allen unseren Erlebnissen, sie steht in der innigsten Beziehung mit jenem ernsten Schritt, mit der Confirmation, welcher auch bei den gleichgiltigsten Kindern nicht ohne Eindruck vorübergeht. Ich kann nicht anders, es erheischt es die Wichtigkeit unseres Gegenstandes, es zwingt mich die Liebe zur Wahrheit dazu, wenn es Dich auch verletzen sollte, aber dieses innere Bewußtseyn, auf welches Du so viel baust, scheint mir eben doch nur eingeimpft, nicht natürlich, nicht zu unserer Natur gehörend. Es scheint mir, um es durch eine Vergleichung deutlicher zu machen, die Furcht eines Jagdhundes vor dem Stock seines Herrn, der demselben das Rebhuhn apportirt, welches er lieber gerne selbst fressen möchte. Ein solcher Hund hat also auch eine innere Stimme, es ist die Erinnerung an die Wirkung des Stockes, die ihn zur scheinbaren Tugend, zum Gehorsam zwingt. Wie steht es aber dann, lieber Freund! mit der christ-

lichen Tugend? ist sie zuletzt nicht Folge jener inneren eingeimpften Stimme, jener Furcht vor der ewigen Verdammniß, die wir nun einmal, ebenso wie den Glauben an Gespenster, nicht los werden können. Was ist aber dann die christliche Tugend, wenn sie nur Folge ist aus einer eingebildeten Furcht, wenn selbst der Glaube an die Erlösung durch den Tod Christi nur hervorgeht aus jenem Kinderwahn? Ich kenne keine Furcht und halte alle jene Geistergeschichten von Stilling, Kerner und den Geistersehern für Täuschungen oder Betrügerei; bei alldem kann ich mich nicht erwehren, daß, wenn ich eine solche Geschichte erzählen höre, mir ein Grauen ankommt, oder daß mich zuweilen, wenn ich in später Nacht an dem Gottesacker vorbeigehe, eine Art Furcht anwandelt. Jene innere Ueberzeugung also, welche Du auch unantastbar von der Vernunft hältst, muß sich eben doch auch gefallen lassen, ihr tiefer auf den Grund zu sehen, denn gerade in dem Bestreben die Wahrheit zu ergründen, in dieser unermüdlichen Thätigkeit des Geistes, finde ich die höchste Tugend, welche sich durch nichts abweisen läßt, man halte ihr nur die Lust der Sinne oder das Kreuz vor, sie geht zwischen beiden mitten hindurch, ohne ihre Kniee zu beugen. — Wenn Du glaubst, daß man mit dem Ergreifen dieser inneren Ueberzeugung zur vollen Wahrheit gelange, so ist mir doch die Wahrheit selbst zu unklar und zu mystisch, als daß sie mich nur einigermaßen befriedigen könnte, denn ich weiß in der That nicht, was ich mir dabei denken soll. Ueberhaupt hältst Du den

Weg der Vernünftigen, ich wollte sagen der Anhänger der Vernunftreligion, für schwer und unausführbar; wir wollten uns durch einen guten Lebenswandel die Gnade verdienen, die nicht verdient werden könnte, da Gnade ein freiwilliges Geschenk des Gebers sey; Du sagst: Geschehenes sey durch den besten Lebenswandel nicht mehr ungeschehen zu machen. Dieses alles zugegeben, so befleißigt sich der Vernunftgläubige nicht eigentlich eines sittlichen Lebenswandels, um dadurch die Gnade Gottes zu verdienen, sondern im Grunde nur deßhalb, weil ein sittlicher Lebenswandel mit den Gesetzen der Vernunft übereinstimmt, und weil das Unsittliche auch das Unvernünftige ist. Der Vernunftgläubige würde also, wenn er unsittlich lebte, seiner Vernunft zuwider handeln; dieser ist übrigens von seinem Gotte überzeugt, daß, wenn er durch eifriges Streben solche Handlungen, welche ihn der Unsittlichkeit zeihen würden, vermeidet, er Gott, welcher die Vernunft in der Welt ist, wohlgefällig wird, das Wohlgefallen Gottes ist aber mit seiner Gnade zusammenhängend; denn wenn mir Jemand Wohlgefallen erweckt, so werde ich demselben, hier nämlich von menschlichem Standpunkte aus und von menschlicher Gnade geredet, auch meine Gnade nicht entziehen können, das heißt Handlungen, die derselbe früher begangen, und welche mit der Sittlichkeit nicht übereinstimmen, noch ferner rügen. Mir scheint es, als ob man von christlichem Standpunkte aus den Menschen zu nahe auf die Seite des Teufels stellt, um dadurch die Gnade Gottes um so mehr hervor-

zuheben; in der That steht aber der Mensch nur in der Mitte zwischen diesen beiden Principien, sich bei weitem mehr dem göttlichen zuneigend, und nur aus Schwäche und dem Trug der Sinne dem Princip des Bösen Folge gebend. Daß es viele gibt, welche dem Letzteren ganz unterliegen, welche der Stimme des Gewissens und der Vernunft ihre Ohren ganz verschlossen haben, ist leider wahr, es liegt uns ob und ist unsere Pflicht, die wir die Wahrheit erkannt haben, und bei denen die Stimme des Gewissens so wach ist, daß ihnen jede Abweichung von der Pflicht inneren Unfrieden und Gewissensbisse verursacht, solche sinkende Brüder auf den rechten Weg zurückzubringen, ob aber der rechte Weg der des Christenthums sey, will ich dahingestellt seyn lassen, mir genügt vorderhand vollständig der ruhige, vernünftige Gang, denn ich halte ihn für den göttlichen; aber Alles, was der Vernunft widerspricht, halte ich für ungöttlich und verkleidete es sich auch in Engelsgestalt. Doch das letztere Wort erinnert mich in der That an einen Engel, dessen Gestalt keine Maske, sondern Ausdruck seines inneren Wesens ist, nämlich an meine Emilie. Wir haben uns so sehr in unsere Wahrheitsforschungen vertieft, daß uns sonst kein Gedanke mehr für andere Gegenstände des Lebens übrig bleibt, und so will ich Dir nun noch einiges Neuerlebte mittheilen, denn der Glückliche hält sein Glück erst dadurch für vollendet, wenn er es einem Freunde mittheilen kann, der an seinem Glücke theil nimmt und Mitgefühl für dieses hat. Ich sendete

Dir eigentlich meinen letzten Brief unvollendet, da die Stunde gekommen war, in welcher ich Emilie zu sehen hoffte, ich sah sie und habe sie seitdem täglich gesehen; ich will Dir nichts von ihrer Gestalt, nichts von der Lieblichkeit ihrer Stimme, nichts von ihrer klaren Einsicht in das Leben, nichts von ihrem tiefen Gemüthe erzählen, denn ich weiß wohl, man sagt: ein Liebhaber habe nur Augen für die Geliebte und finde an ihr alles schön, selbst ihre Fehler, aber ich muß Dir doch kurz sagen, daß ich mich nun ernstlich nach einem bestimmten Lebensberufe, das heißt, nach einer Anstellung umsehen will, denn, obgleich meine Vermögensverhältnisse so sind, daß ich als einzelnstehender Mann nie nach einer Anstellung zu trachten brauchte, so würde mein Vermögen doch zur Unterhaltung einer Familie kaum ausreichen, auch muß ich Dir gestehen, kommt es mir etwas sonderbar vor, so ganz beruflos das Leben hinzubringen. Die Frau will eben doch auch nicht blos Madame, sondern Frau Professorin, Hofräthin &c. genannt seyn. Ich will mich also vor allen Dingen nach einer Stelle umsehen, oder habe mich vielmehr schon danach umgesehen, und es ist mir auch eine Aussicht eröffnet worden nach K... als Lehrer an die dortige Lateinschule zu kommen. Es war nämlich unser gemeinschaftlicher Freund, Professor J...., vor einigen Tagen hier, er fragte mich, „ob ich nicht Lust hätte einige Zeit an der Schule in K... die Stelle des durch eine anhaltende Krankheit an Ertheilung des Unterrichtes verhinderten Lehrers zu übernehmen, es scheine nicht

wahrscheinlich, daß dieser Lehrer wieder gesund werde, und ich hätte dann doch einen Anfang gemacht, wenn man nur erst einmal in der Arbeit wäre, so gewinne man sie bald lieb, es sey wie beim ersten Bade, wenn das Wasser noch nicht sehr warm ist, so scheue man sich hineinzugehen, sobald man aber nur einmal diese Scheu überwunden hat, so fühle man sich wohl in dem erfrischenden Element.“ J.... hätte gar nicht nothwendig gehabt seine Ueberredungskunst in Anwendung zu bringen, denn ich war sogleich entschlossen diese Stelle anzunehmen, und diesen unvermutheten Antrag als einen Fingerzeig der Vorsehung zu betrachten. Ich setzte mich nun sogleich hin und bewarb mich um die Stelle, ich glaube kaum, daß mir ein Anderer vorgezogen werden wird, indem mich J.... bei dem Rektor der Schule, von dessen Empfehlung bei der Regierung das Meiste abhängt, dringend empfehlen wird. Es wäre mir auch schon darum lieb, indem ich dort in J.... einen Freund finde, da ich so schwer darangehe, neue Bekanntschaften zu machen. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich dann meine Emilie als Frau heimführe; wie will ich mich freuen, wenn Du einmal zu uns kommst und Du einsehen wirst, daß, wenn man auch noch so gleichgiltig und kalt von Fleisch und Blut sprechen kann, wie Du in Deinem letzten Briefe, doch in dieser schönen Hülle auch eine Seele ruht, die wohl noch mehr als Jenes unsere Leidenschaft und unsere Sehnsucht nach ihrem vollen Besitze zu rechtfertigen geeignet ist. O Freund! was ist doch eine Jungfrau, eine so ganz unberührte,

züchtige, zarte Jungfrau, für ein herrliches Geschöpf, ja sie ist die Krone der Schöpfung, es vereinigt sich in ihr alles Liebliche, alles Schöne in der innigsten Harmonie. Gang, Haltung, Wort, Blick, jede Bewegung ist Schönheit, wenn ich so vor ihr sitze und mein Blick auf ihrer Gestalt ruht, so kann ich in meinem Innern nur den Meister preißen, der so Herrliches geschaffen hat und schuf zu unserer Freude. Wie gütig ist Gott, wie beglückt er, o, welche Erhabenheit liegt in dieser gegenseitigen Liebe, sich gegenseitig ganz zu gehören, eines in das andere aufzugehen, nicht mehr ein Doppelwesen, sondern ein einziges, unzertrennliches Ganze zu bilden; welche Heiligkeit liegt mir nun in der Ehe, ich habe nie dieses hohe Verhältniß so geschätzt, noch zu schätzen versucht, bevor ich nicht diese Sehnsucht nach Vereinigung mit einem Weib und diese Ueberzeugung von der gegenseitigen Erhebung der Geschlechter durch die Neigung kennen gelernt habe. Welcher — — — — —

Bis hieher hatte ich geschrieben, da klopfte es heftig an meine Thüre, die Magd von den Eltern meiner Emilie trat ein und bat mich doch schnell zur Familie zu kommen, da Eduard, der jüngere Knabe, plötzlich erkrankt sey und beständig meinen Namen ausrufe und meine Gegenwart wünsche. Ich warf schnell meinen Mantel um, Gott weiß es, was in diesem Augenblick ein größerer Hebel war, mich zur Eile anzutreiben, das Vergnügen Emilien zur ungewohnten Stunde zu sehen, oder den Wunsch ihres kranken Brüderchens zu erfüllen. Ich kann Dir hier-

bei nicht verschweigen, wie mich denn überhaupt auch diese Neigung zu einem lieben Wesen zu einem sorgfältigeren Studium und Beobachtung meines eigenen Handelns antreibt, so daß ich immer mehr einsehe, wie Fleisch und Geist in wechselseitiger Wirkung stehen, doch was ist Fleisch und Geist — sind Blut und Gehirn etwa in Trennung, wie einige meinen, und regieren abwechselnd unsern Leib, nein — ihre innigste Vereinigung, Begattung — und ihre Wirkung ist das Leben. Nun bemerke ich, daß auch mit den Gliedern der Familie meiner Emilie mich ein geheimnißvolles Band umschlingt, ich fühle mich glücklich, wenn ich einen der Knaben auf der Gasse begegne, sie ist es also nicht allein, deren Blick mich glücklich macht, sondern alles, was mit ihr in Beziehung steht, was aber stände mit ihr in näherer Beziehung, als ihre Brüder? damit wollte ich eigentlich nur meinen obigen Satz und die Ungewißheit meines Handelns angeben. Du siehst, ich befinde mich hier auf christlichem Standpunkt, ich bin nämlich nicht mit mir einig, war es das Glück Emilien zu sehen, oder die Neigung zu dem Knaben und das Mitleiden mit dessen Unwohlseyn, was meine Schritte zum Ziele beflügelte. Du siehst, ich möchte mir es nicht geradezu sagen, daß es zuletzt eben doch nichts anderes war, als das Vergnügen Emilien zu sehen, und daß ich mich nur mit einem vorgespiegelten Mitleiden und Gott weiß es mit was für anderen Spitzfindigkeiten abzufinden suchte, um, wie der Christ, seinen Glauben gegen die Vernunft zu retten. So lebt der Mensch in einem beständigen

Betruge mit sich selbst, und je mehr wir unsere Handlungen analysiren, um so mehr sehen wir ein, daß sie selten aus ganz lauteren Absichten hervorgehen, sondern durch Nebenumstände bedingt werden, welche wir unserem inneren besseren Selbst gegenüber als unbedeutend verdecken wollen, um uns gegen dieses zu entschuldigen. Dieses ist es nun auch insbesondere, welches mir die brennende Frage über das Wesen des Christenthums scheint; denn so viel ich über dieses nachgedacht, geforscht und an mir während meiner christlichen Erweckung, wie an andern, welche im Christenthume ihr Heil zu finden hofften, zu beobachten Gelegenheit hatte, so beruht das Ganze auf einer feinen Selbsttäuschung, aus welcher wir uns nicht herausreißen mögen, sey es aus Schwäche oder Trägheit; so daß ich, halte mir den Ausdruck zu gute, das Christenthum von seinem Ursprung an bis zu seiner gegenwärtigen Entwickelung für einen krankhaften Zustand der Menschheit halte, die in der Ueberzeugung ihrer Schwäche und ihrer Mattigkeit, ihren Mangel an selbstständiger Kraft das Gute zu ergreifen und das Böse zu verlassen, statt den Weg der Vernunft, das heißt den der Gesundheit zu wandeln, den Weg der Schwäche und des Siechthums, Gnade und Versöhnung wählt, um so bequemer zum Ziele zu gelangen. Dasjenige, was im Christenthum unter natürlichen Menschen verstanden wird, ist der gesunde, thatkräftige und vernünftige Mensch, der wohl von den Schwachheiten des Leibes und der Sinne angefochten wird, aber einem vernünftigen, ewigen Wesen

gegenüber, auch keinen Gnaden- und Versöhnungsbund mit diesem eingeht, sondern als der freie und edelgeborne Sohn zu seinem Vater sich wendet. Er braucht keinen Versöhner und keinen Vermittler, er ist nicht der verweichlichte Sohn, nicht der hinterlistige, dem Vater den Segen abstehlende Betrüger Jakob, sondern der gesunde Waidmann Esau, der in der kräftigen, besonnenen That den Willen des Vaters zu erfüllen, sich jenem dadurch wohlgefällig zu machen und die Pflicht der Dankbarkeit zu üben sucht. Die Idee der Versöhnung durch Opfer mit Gott oder den Göttern, die Idee einer Erlösung von Sünden, die zum Theil nur künstlich gemacht sind, ist nichts anderes, als eine krankhafte Entwickelung in einem verkümmernden Geschlechte; diese Idee erreichte ihren Gipfelpunkt, als jenes Volk, in welchem sie entstanden und vorzüglich zur Ausbildung gekommen war, in den letzten Zügen lag, sie fand Eingang bei den heidnischen Völkern Griechenlands und Roms, welche ebenfalls auch ihrem Ende zugiengen, und wurde nun auf das jugendliche, jene Völker theils vernichtende, theils mit sich vermischende Germanenthum, welches eben im frischen Wachsthum begriffen war, übertragen, um es auch mit diesem krankhaften Zustande zu inficiren und dadurch seinem Untergange entgegenzuführen; wenn überhaupt diese Idee fähig gewesen wäre, die urkräftige germanische Volksthümlichkeit zu Grabe zu tragen. Deßhalb entwickelte sich auch die Versöhnungsidee bis zu ihrem Glanzpunkte in dem Ablaß in den romano-germanischen Völkern, den

Italienern und Spaniern, fand einigen Widerspruch in jenem Volke, in welchem das germanische Element am tiefsten Wurzel gefaßt hatte, im Volke der Franken und fand ihren Untergang im Mittelpunkte des Germanenthums, im deutschen Volke durch Luther. Gegenüber der Idee der Vergebung, oder besser, Loskaufung der Sünden durch Ablaß, vergeistigte Luther jene Idee zur Rechtfertigung durch den Glauben, denn in seiner Zeit konnte er nicht, wie er überhaupt auch vom Ideenkreis seines Zeitalters befangen war, sogleich die ganze Lehre von der Versöhnung und Vermittelung umstoßen. Und setzen wir den Fall, daß er auch mit sich über diese Irrthümer im Reinen war, so konnte er doch nicht, wenn er seine Arbeit nicht vergeblich gethan haben wollte, gegenüber einer in Wahn versunkenen Welt, sogleich mit der vollen Wahrheit an's Tageslicht treten, denn die so lange im Dunkeln Gesessenen würden nur wie Fledermäuse vom plötzlichen Lichte geblendet, ihre Flügel verbrannt, zuletzt den Leuchter umgestürzt und das Licht selbst verlöscht haben. Das Christenthum des deutschen Volkes wird aber von Luther an eine neue Lehre, eine neue Betrachtungsweise der tiefsten Wahrheit und der Beziehungen zwischen Gott und seinen vernünftigen Geschöpfen, dem göttlichen Ebenbilde, seinen Kindern. Es protestirt gegen Alles, was nicht mit der Schrift übereinstimmt, etwa blos mit der Schrift übereinstimmt, nein, **was dem göttlichen Geiste der Schrift widerspricht,** das ist, **eine Auslegung der Schrift in vernünf-**

tigem Sinne. Daraus entwickeln sich die 91 Thesen, daraus die Sätze der Augsburgischen Confession, die Concordienformel 2c. Das Lutherthum protestirt und wird dadurch zum Protestantismus, es stützt sich, um einen festen Standpunkt zu gewinnen, der Zeit gegenüber an das gegebene und von Allen verehrte, heilig gehaltene Buch, dessen Worte als unumstößliche Wahrheit gelten. Es kämpft und siegt, denn, ob es auch nicht alle Völker Europas dem Namen nach annehmen und aus der alten Kirche neue Kirchen, eine griechische, eine römische und eine evangelische hervorsprossen, so wirkt es in den einzelnen Kirchen wie Salz, sie vor der Verwesung schützend. Aber in ihrem eigenen Schooße wirkt das Princip des Protestantismus fort, in England und Deutschland, in den Niederlanden und im Frankenreich stehen Männer auf, welche die Idee der Versöhnung und Erlösung bekämpfen und an ihre Stelle die Ergreifung des Guten, weil es das Vernünftige und deßhalb das Göttliche und Gott Wohlgefällige ist, mit einem Worte, die Idee der Vernunft setzen. Diese Idee gelangt zum endlichen Abschlusse in Kant. Sein Buch: „die Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft", enthält in dieser Beziehung Alles, obgleich es ebenfalls gegenüber der preußischen Staatskirche und des Berliner Consistoriums als den Vertretern der Orthodoxie in gewisse Schranken eingeschlossen ist und dem Verfasser nicht geringe Unannehmlichkeiten zuzieht, indem man ihm die Entsetzung von seiner Stelle androht, wie Du dieses aus seiner Schrift

„Streit der Fakultäten" ersehen magst. — Dieses Protestiren gegen das Gegebene ist's nun auch, welches in der christlichen Kirche fortwirkt wie eine Hefe, um sie, wenn auch nicht zu vernichten, doch aus einem süßlichen, trüben, geistlosen Moste in einen haltbaren, klaren und geistigen Wein zu verwandeln. Denn die Idee von der wahren Tugend, welche freilich nicht von dem Stifter des Christenthums herrühren, sondern so alt als die Menschheit selbst sind, da sie mit ihr entstanden und mit jedem Einzelnen von Neuem geboren werden, die auch in dem alten und neuen Testamente enthalten sind, theilweise verdunkelt durch zwecklose Aeußerlichkeiten und Ceremonien in ersterem, oder durch unklare Vergöttlichung einer Person im letzteren, finden wir in den Religionen aller Völker, und namentlich in den Schriften von Confutius, reiner, oder wenigstens klarer, als im neuen Testamente. — Da ich eben bei der Besprechung dieser Materie bin, so kann ich nicht umhin, auch einige Worte über Deine unumstößlichen äußeren Beweise für das Christenthum, die Du in Deinem letzten Briefe aufgeführt hast, zu sagen. Du führst als solche an: die Existenz der Bibel, die Prophezeihung auf einen Erlöser, oder besser, einen Messias, die Erfüllung dieser Prophezeihung, die Existenz der Juden und das Daseyn des Christenthums. Allerdings kann ich gegen die Existenz dieser fünf Dinge, Beweise, wie Du sie nennst, nichts einwenden. An dem Daseyn der Bibel wird Niemand zweifeln, nur sehe ich nicht ein, wie deren Daseyn mit der Wahrheit des Christenthums

überhaupt zusammenhängt. Die persischen, indischen und türkischen Religionsbücher sind da und mit ihnen ihre Religionen, dadurch ist aber die Wahrheit dieser Religionen ebensowenig bewiesen, wie die Wahrheit des Christenthums durch das Vorhandenseyn der Bibel. Prophezeihung findet sich allerdings in der Bibel, aber Du wirst auch nicht verkennen, daß viele Stellen in der Bibel von den Theologen als prophetische angenommen worden sind, die nichts weniger als Prophezeihungen, sondern allgemeine poetische Ausdrücke sind, in die sich ebensoviel hineinlegen als herauslesen läßt; daß aber in einem von allen Seiten gedrückten und in wiederholter, langer Gefangenschaft lebenden Volke die Idee eines Befreiers, eines Wiederherstellers des unterdrückten Cultus, eines Wiederaufbaues des Tempels und damit die Hoffnungen eines einstigen wiederauflebenden Glanzes des Volkes erwachen, und von den Dichtern dieses Volkes als ein Trost in seinem Unglücke hingestellt werden, wer möchte darin, wenn er die Geschichte und die Dichter anderer Völker mit jenen der Hebräer vergleicht, etwas Außerordentliches finden. Es sind diese Hoffnungen in der That nichts anderes, als jene, die wir uns in trüben und langen Wintertagen auf den bald erscheinenden Frühling machen; mit einem Worte, es ist die Ueberzeugung von dem natürlichen Gang der Dinge, daß nach einiger Zeit in dem ermatteten Volke, wie in der schlummernden Erde ein neues Leben erwachen werde, und daß mit diesem Wiedererwachen des Volkes ein Mann als Träger des neuerwachten Volks-

lebens erstehen werde, wer möchte hierin, wenn er nicht ebenso wundersüchtig, wie die Juden, ist, etwas Uebernatürliches oder Außerordentliches finden. Du kennst ja die Sage unseres Volkes vom schlafenden Kaiser im Kyffhäuser, Du kennst die bestimmten Aussprüche des alten Blüchers, daß er nach Paris gehen müsse, um den Kaiser Napoleon vom Thron zu stoßen, welche Aeußerungen bekanntlich damals bei Einigen die Meinung hervorriefen, als sey der alte Mann wahnsinnig geworden. Hier hast Du historische Prophezeihungen, welche ebenso bestimmt, als die im alten Testamente, sind, nur geben wir ihnen keine so große Bedeutung als die Juden und die Jünger Jesu. Denn ich kann mich in der That nicht der Meinung enthalten, daß viele im neuen Testamente angeführten und dann mit den Prophezeihungen im alten Testamente durch die Schreiber der Evangelien in Verbindung gebracht wordenen Data sehr gezwungen erscheinen. Was läßt sich überhaupt nicht Alles aus der bilderreichen Sprache des alten Testamentes herauslesen, wie geschickt wußten die gläubigen Theologen nicht sogar aus dem üppigen Liebesgedichte des großen Königs Salomo, der sich bei aller seiner Frömmigkeit und Weisheit 700 Weiber hielt, aus seinem hohen Liede eine Lobpreißung der Kirche zu machen, um diesem Gedichte seinen heiligen Platz zu bewahren. Ich kann deßhalb, und mit mir gewiß alle Vernünftigen, nichts Außerordentliches in der biblischen Prophezeihung des alten Testamentes sehen, ebensowenig aber in der Erfüllung dieser Prophezeihung, denn,

daß Christus auf einer Eselin in die Stadt Jerusalem einreitet, darin wirst Du ebensowenig wie ich eine Erfüllung der Prophezeihung finden, da ihm, wenn der Prophet davon geredet hätte, der Messias werde getragen in einer Sänfte zu den Thoren Jerusalems einziehen, seine Jünger auch bereitwillig ihre Achseln zu diesem Einzuge dargeboten haben würden. Kommen wir nun auf die zwei letzten Beweise, das Daseyn der Juden und die Existenz des Christenthums, so finde ich ebenfalls nichts Besonderes darinn; denn andere Völker aus dem Alterthum, namentlich die Ostasiens, haben sich so gut wie die Juden in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, deßwegen ist dadurch aber keineswegs die Wahrheit irgend einer heidnischen Religion oder des Budaismus bewiesen; ebensowenig wie durch die Existenz des Christenthums auch dessen Wahrheit bewiesen werden könnte. Umsoweniger als die Religion Mohameds sich noch weiter über die Erde verbreitet hat als das Christenthum und von ihren Anhängern gewiß mit einer größeren Sorgfalt und innigeren Ueberzeugung als das Christenthum von den meisten sich nach ihm Nennenden gepflegt und im rechten Glauben ergriffen worden ist. Es wird Dir also wohl schwerlich gelingen, durch Deine fünf Beweise und Grundpfeiler des Christenthums, wie Du sie nennst, irgend Jemand von dessen Wahrheit zu überzeugen. Wie es mich einerseits schmerzt, Deine Gründe für Deine christliche Ueberzeugung als unstichhaltig zurückzuweisen und als unzulänglich zu erklären, so fühle ich andererseits meinen Ansichten gegenüber

die Verpflichtung, keinen Grund zurückzuhalten, durch welchen die Wahrheit geschwächt werden könnte, und ich werde gerne einer gründlicheren Belegung Deiner Beweise beipflichten, wenn es Dir überhaupt möglich seyn wird, eine solche zu geben. Doch so weit für heute, da ich dadurch Deinen langen Brief beantwortet zu haben glaube und neuen Beweisgründen für Deinen Glauben mit Verlangen entgegensehe. Mit brüderlichem Gruße

Dein

Hermann.

L... den 26. Oktober 1828.

Lieber Hermann!

Du bist freilich mit der Abfertigung meiner äußerlichen Beweisgründe für das Christenthum schnell fertig geworden, mit den Gründen, welche auch der Unglaube gelten lassen muß; der Unglaube, welcher nun einmal nur das für wahr halten will, was er mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann; bei alledem habe ich die Befriedigung, ob Du auch scheinbar die fünf sichtbaren und handgreiflichen Grundpfeiler für die Wahrheit des Christenthums so leicht über Bord geworfen zu haben glaubst, daß Du an der Existenz dieser Grundpfeiler nicht zweifelst, daß Du wenigstens ihr Daseyn gelten läßt; denn es gibt ja Vernünftige, welche es so weit in ihrer Consequenz treiben, daß sie auch an den sicht- und fühl-

baren, ja an ihrer eigenen Existenz zweifeln, aus welchen Zweifeln man sie vielleicht am leichtesten durch einen Nadelstich herrausreißen könnte, einen solchen Nadelstich habe ich auch noch für Dich und Alle übrig, welche, ob sie gleich sehen und hören, doch nicht sehen und hören, oder der Wahrheit ihre Augen und Ohren nicht öffnen wollen, auf welche der Spruch anzuwenden ist: „mit sehenden Augen sehen sie nicht, mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht."

Du sagst, das Christenthum sey eine krankhafte Entwickelung in der Menschheit, die Gesundheit bestehe in dem Vernunftglauben, das heißt dem Glauben an Dasjenige, was mit unserer Vernunft übereinstimme, alles Uebrige sey zu verwerfen; es bleibt also nur noch die Frage zu beantworten übrig, ob das Christenthum nicht auch mit der Vernunft übereinstimme, ob überhaupt im Christenthum Etwas enthalten sey, was der Vernunft widerspräche, ob nicht vielmehr das Christenthum selbst die höchste Idee, das an und für sich ewig Wahre und Unumstößliche sey, denn wir müssen wohl unterscheiden zwischen der Wahrheit und ihrer Erkenntniß durch die Vernunft, welche sich auf körperliche Dinge und zwischen jener, welche sich auf geistige Dinge bezieht. Diejenigen, welche freilich von vornherein nur eine Materie zugeben und den Geist nur für eine Erscheinung an der Materie oder ein Produkt verschieden zusammenwirkender materieller Proceße halten, welche die Materie für das Ursprüngliche und den Geist nur

für eine Entwickelung jener erklären, welche mit einem Worte Gott leugnen und ihn nur mit ihrer sinnlichen Vernunft, d. h. derjenigen Vernunft suchen, die nur das für wahr hält, was durch die Sinne zu unserem Bewußtseyn gelangt, diese also können allerdings nicht zu einer höheren Einsicht gelangen, da ihnen eine Einsicht über das Sinnliche hinaus unmöglich ist und verschlossen bleibt; sie sind es, vor denen Paulus seinen Schüler Timotheus warnt, welche der falsch berühmten Kunst dienen und dadurch vom Glauben abgewichen sind, und indem sie vermeinen, die Wahrheit gefunden zu haben, das Vergängliche für wahr halten, und das Unvergängliche und Ewige nicht erkennen; sie verstocken ihr Herz gegen die Gewalt der höheren Wahrheit und machen sich den Thieren gleich, indem sie sich von den Hunden nur durch eine feinere Hirnsubstanz unterscheiden wollen. Aber sollte der Wahn Einzelner die ewige Wahrheit untergraben, sollte die Nacht, in welcher sie wandeln, das ewige Licht verdunkeln. So war es vom Anbeginn unseres Geschlechtes, die böse Lust verführte die ersten Menschen, und indem sie sich Gott gleich machen wollten durch den Genuß der Früchte von dem Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, fielen sie der Sünde, der Krankheit und dem Tod anheim. Jener unbegnügsame Stolz der unsere Ureltern nicht zufrieden sein ließ mit dem, was ihnen der ewige Vater gegeben, jener Stolz, ist es auch heute noch, der sich unter dem Scheine der Vernunft verschließt gegen die ewige Wahrheit, und indem er das Wesen zu verleugnen

sucht, sich an die Stelle dieses Wesens selbst zu setzen bemüht ist; aber die himmelstürmenden Titanen werden von ihren übereinandergethürmten Bergen begraben werden, der Herr wird ihrer lachen. Ich wünsche nicht, geliebter Freund! daß Du von jener falschen Lehre angesteckt seyn mögest, wenn Du es nicht schon bist, wie ich aus Deinen Briefen zu schließen berechtigt bin, und bitte Gott, er möge Dir noch zur rechten Zeit die Augen öffnen und meinen Worten Kraft verleihen, um Dir zu zeigen, daß Du auf Abwege gerathen bist; denn wie die Kugel, welche von ihrem geraden Wege durch ein dazwischen liegendes Hinderniß abgelenkt worden ist, sich immer weiter vom Ziele entfernt und zuletzt wirkungslos, ohne jenes je zu erreichen, niederfällt, so auch der Mensch, welcher, das Ziel aus dem Auge lassend, sich durch eine falsche Vorspiegelung von jenem ablenken läßt, es nie erreicht. Gott hat uns die Wahl gelassen, das Gute zu ergreifen und zu thun, und das Böse zu verabscheuen und zu unterlassen, er hat uns durch seine unendliche Weisheit und Güte Mittel an die Hand gegeben, daß, wenn wir aus Schwachheit gefehlt und gegen seinen Willen gehandelt haben, wir wieder auf den rechten Weg zurückkehren können, und bietet uns diese Mittel durch die Offenbarung seines Wesens in seinem Sohne, unserem Herrn und dessen Erlösung und Befreiung von unserer Sünde bis zum letzten Augenblicke unseres Lebens an, aber nur in der Freiheit des Handelns liegt das Gute, und wenn wir es absichtlich verwerfen, trotz der inneren Mahnstimme

unseres Gewissens, trotz der äußeren Mahnung der Kirche und ihrer Gnadenmittel, durch welche wir zu Gott gelangen sollen, so fallen wir dem Gericht anheim; wie Johannes sagt: „wer ist ein Lügner ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sey, das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet, denn wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht.“ Aber Geliebter, laß uns einmal recht ernstlich und mit der Bitte zu Gott: er möge uns zur Einsicht der Wahrheit leiten, unser Wesen, unser Verhältniß zur Natur und zu dem Wesen, aus welchen sie und wir hervorgegangen, betrachten, und ich glaube, es wird Dir kaum ein Ausweg bleiben, als anzuerkennen, daß es nur durch die Erlösung möglich war, zu Gott zu gelangen und dadurch nicht allein das Ziel zu erreichen, sondern daß sich dadurch auch die Absicht Gottes, welche er mit uns, als seinen höchsten Geschöpfen, vorhatte, erfülle, die nur durch unseren Abfall aufgehalten wurde, aber darum nichts weniger, obgleich durch außerordentliche Mittel ihre Vollendung erreichen wird.

Wir sind darüber einig, daß der Mensch das einzige vernünftige Wesen auf der Erde sey, denn er allein weiß, daß er es ist; dadurch nun, daß er dieses weiß, ergibt sich die nächste Frage: sind wir aus dem Zufall oder einer Absicht entstanden, oder haben wir uns selbst bereitet? die Antwort darauf ist: das Letztere sey unmöglich, da wir alle von Eltern abstammen und die ersten Eltern jedenfalls geschaffen worden seyn müssen. Soll uns nun

der Zufall erschaffen haben oder gibt es überhaupt einen Zufall, durch welchen ein Geschöpf entstehen könne, so muß dieses ebenso geleugnet werden, wie die Selbstschöpfung, denn sollten sich auch, wie einige meinen, Atome mit einander vereinigt, oder aus dem Urschleim des Meeres ein Geschöpf entwickelt haben, so müßten doch jedenfalls diese Atome, dieser Urschleim durch eine äußere Kraft in Thätigkeit gesetzt geworden seyn, und so würde der Zufall zuletzt wieder in jener Kraft seine Bedingung finden. Wer jedoch, auch ohne Naturforscher zu seyn, nur mit der ruhigen Ueberlegung des schlichten Menschenverstandes die Erde und ihre Geschöpfe betrachtet, wird ein solches Ineinandergreifen und Zusammenwirken der einzelnen Geschöpfe finden, daß er nur mit innerem Staunen in dem scheinbar Getrennten und Vereinzelnten eine zweckmäßige und harmonische Verbindung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen anerkennen muß, die folgerichtig nur auf einen einzigen Urheber schließen läßt. Ueberall findet sich Gesetz und Richtschnur, da ist nichts, was dem Zufalle unterworfen wäre, kein Stäubchen bewegt sich ohne nach dem unveränderlichen Gesetz, es folgt der Schwere eben so gut wie die Planeten, welche an unsichtbaren Fäden gehalten um die Sonne rollen. Schon manchmal betrachtete ich im Winter die Schneeflocken, welch merkwürdige Regelmäßigkeit in der Bildung dieser erstarrten Wasserdünste, fast jedes einzelne Flöckchen ist ein Wunder von Bildung, und so viele ich betrachtete, so stellten sie alle die regelmäßigsten sechseckigen Sterne dar, und doch hat fast jedes wie-

der etwas Eigenthümliches, welch großes Gesetz herrscht hier; und dieses Gesetz wirkt in jedem einzelnen Flöckchen; an einen Zufall ist also gar nicht zu denken, denn sollten sich die Bläschen der Wasserdünste dem Zufall nach anreihen, so müßten die mannichfachsten Formen entstehen und eine solche Regelmäßigkeit wäre unmöglich, so aber ordnen sie sich seit Jahrtausenden alljährlich wieder nach demselben Gesetz. Betrachtet man das Kochsalz, so besteht jedes Körnchen aus einem vollkommenen Würfelchen, und zerdrückt man ein solches Körnchen, so zerfällt es wieder in hunderte von kleinen Würfelchen, löst man es in Wasser auf und läßt das Wasser in einer Schale verdunsten, so bleibt es wieder in der Form von Würfeln zurück, wo waltet hier Zufall? es ruht in dem Salz das Gesetz, die Form des Würfels anzunehmen, so liegt also auch in den anscheinend todten Körpern nicht allein ein ewiges Gesetz, nach welchem sie ihre Formen annehmen, sondern auch ein Bestreben, sich in dies zu verwandeln, wenn sie sich in einem anderen Zustand, wie hier Wasser und Kochsalz, in dem flüssigen Zustande befunden haben; mit einem Worte, es liegt auch in den sogenannten leblosen Körpern ein Streben nach Annahme einer für sie bestimmten vollendeten Form. Aber noch wunderbarer ist mir von jeher das Entwickeln einer Pflanze aus einem Samen erschienen; Du weißt, ich gebe mich gerne mit Blumenzucht ab, es ist mir nun schon oft der Gedanke gekommen, wenn ich im Frühling meine Levkoien, Mohne, Kressen und viele andere Blumen säte: wie

ist's möglich, daß aus diesen Körnchen die herrlich duftende Pflanze hervorwachsen kann? Ich staune, wenn das Körnchen keimt und seine ersten Blättchen entfaltet, wie sich dann Blatt auf Blatt entwickelt und sich alle Kräfte der Pflanze zur Knospe zusammendrängen, welche die Blume einschließt, die in ihrem Innern das Geheimniß des Geschlechtes, des Dualismus verbirgt, und aus den getrennten Organen ein Neues, Verbundenes erzeugt, um nach einer Reihe von Verwandlungen mit der Vollendung des Samens zu schließen, der gleichsam alle Kräfte, Formen und verschiedenen Stoffe der Pflanze in geistiger Potenz einschließt. Welche unendliche Weisheit war es, die solches hervorbrachte, die jedes seiner Geschöpfe mit besonderen Gaben bedachte und schmückte, jedem eine eigenthümliche Form und eigenthümliche Kräfte verlieh. O Freund! wie wunderbar ist die Natur, wir gehen an ihr, weil sie uns so alltäglich ist, gleichgiltig vorüber, aber in der That, das unansehnlichste Gras, das kleinste Moos ist bei näherer Betrachtung ein Wunder, in welches man sich vertiefen könnte, um die unendliche Weisheit dessen anzustaunen, der es schuf. Betrachte ich nun weiter die Thiere, die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Form, ihrer Werkzeuge für ihre Lebensverrichtungen, ihre Triebe, so kann ich nicht anders als den Meister bewundern, der Alles in so unendlicher Vollkommenheit hervorbringen konnte. Wenn ein ewiges Gesetz in der Natur, in jedem Einzelwesen waltet, da sich jedes derselben seit Jahrtausenden ohne Abweichung bildete, nach den Gesetzen,

welche in dasselbe gelegt waren, und wir ferner gerne zugeben, daß wir Menschen weder die Natur noch uns selbst geschaffen haben, so bleibt uns nichts anderes übrig (auch die sublimste Vernunft wird hier nicht anders können), als eine einzige, ewige Ursache des Geschaffenen anzunehmen. Denn betrachten wir die Erde, so besteht sie, so weit wir sie kennen, aus mineralischen Stoffen und Wasser, auf ihr leben Geschöpfe, die von Eltern erzeugt, von Müttern geboren, aus Eiern ausgekrochen oder aus Samen emporgewachsen sind. Wir geben zu, daß Erde, Wasser und Luft eher waren als Letztgenannte, denn jene können ohne diese, diese aber nicht ohne jene bestehen. Die Erdoberfläche besteht aus mannigfachen Mineralien, der Hauptsache nach aus Kieselsand oder kieselhaltigen Felsen, diese sind aus kleineren oder größeren Krystallen zusammengesetzt, sie müssen also einmal, ähnlich wie das im Wasser aufgelöste Kochsalz, aus einer wässerigen Lösung krystallisirt seyn, wann und wie, das werden die Naturforscher ebensowenig wie ich sagen können; aber sagen müssen sie mit mir, sie seyen entstanden, es müsse eine Zeit gegeben haben, in welcher sie nicht waren. Ist die Erde nun entstanden, so gab es eine Zeit, bevor sie war, denn alles Entstandene setzt einen solchen Zustand, in welchem es nicht war, voraus. Fragen wir weiter: woher kamen die Stoffe, aus welchen die Erde gebildet wurde, so ist es wahrscheinlich, daß der Planet allerdings aus bereits vorhandenem Urstoff gebildet werden konnte, daß aber dieser Urstoff wieder in einer früheren Epoche

erzeugt worden war, so daß es nicht etwa eine Materie von Ewigkeit, eine anfängliche Materie gegeben haben kann; denn mit dem Augenblick, wo die Materien aufhören Bezug auf einen Körper zu haben, hören sie selbst auch materiell, mithin überhaupt zu seyn auf, denn die Wesenheit der Materie: Ausdehnung und Gewicht, nämlich der Ausdruck der beiden Kräfte: der Expansion und Contraktion hört auf zu seyn oder ist überhaupt nicht da, wenn kein Körper da ist, auf welchem eine Materie Bezug haben kann. In dem Moment, in welchem eine Materie entsteht, also irgend etwas Räumliches, muß dieses auch irgendwo im Raume zu verharren suchen, diese Verharrung im Raume ist deren Gewicht. Da es nun nicht bezweifelt werden kann, daß die Theile der Erde sich einmal nach bestimmten Gesetzen gebildet haben, so muß es auch einen Zustand vor jener Bildung gegeben haben, dieser Zustand ist der des Ewigen, innerhalb desselben ist das Endliche erschienen durch das Wort des Ewigen, das Wort des Geistes, der da sprach: „es werde Licht." Was die Erdschöpfung anbetrifft, so ist nicht zu zweifeln, daß der Mensch als Schlußstein der ganzen Wesenkette zuletzt entstanden sey nnd daß mit ihm die Schöpfung vollendet war. Pflanzengattungen und Thiergeschlechter sind ausgestorben, aber etwas Neues ist nach der Schöpfung des Menschen nicht mehr entstanden, denn nach seiner Entstehung ruhte die schaffende Kraft, „Gott." Betrachten wir nun den Menschen gegenüber der ganzen Reihe der Geschöpfe, so finden wir, daß

er in leiblicher Beziehung mit vielen übereinstimmt, er wird gezeugt, geboren, ernährt und wächst wie jedes andere Säugethier, und stirbt zuletzt wie dieses; der ganze Bau seines Körpers weicht nicht wesentlich ab von dem des Säugethieres, sein Knochengerüste, seine Gliedmassen, sein Herz und seine Lungen, seine Verdauungs- und Fortpflanzungswerkzeuge sind im wesentlichen übereinstimmend mit jenen Organen der Säugethiere; aber worin weicht er von diesen ab, welche er dem Leibe nach als seine Brüder erkennen sollte, worin anders, als darin, daß in ihm das Selbstbewußtseyn lebt. Das Thier ist gleichsam nur eine organische Maschine, wenn man nämlich überhaupt unter Maschine etwas von Kräften getriebenes und bewegtes versteht, welches sich dieser Kräfte nicht bewußt werden kann, die dem Triebe des Hungers, des Durstes und der Begattung folgt, es weiß nicht, daß es ist, es ist weder gut noch böse, denn es kennt keinen Unterschied zwischen beiden. Die guten oder üblen Eigenschaften, welche wir an ihm beobachten, wie die Treue am Hund, den Muth am Pferd, den Fleiß an der Biene, die Falschheit an der Katze, die Verschlagenheit am Fuchs, die Gefräßigkeit am Schweine 2c. sind mit ihrer Wesenheit verwachsen, die Thiere sind dieses alles nur, weil sie es seyn müssen, ebenso wie sich das Pferd durch seine Hufe, der Stier durch seine Hörner und die Schlange durch ihre Giftzähne vertheidigt. Diese guten oder üblen Eigenschaften der Thiere sind also nicht Tugenden oder Laster der Thiere, sondern wesentliche Merkmale

ihrer Gattung, indem Tugend und Laster nur in der freiwilligen Ausübung des Guten oder Bösen bestehen. Anders ist es beim Menschen, bei ihm können wir Tugenden und Laster unterscheiden, da er treuer als ein Hund, falscher als eine Katze und hinterlistiger als ein Fuchs, fleißiger als eine Biene und träger wie ein Faulthier seyn kann; aber der wichtigste Unterschied beim Menschen besteht unstreitig in dem vollen Bewußtseyn seines Daseyns und seiner Handlungen, und in der Ueberzeugung seiner Abhängigkeit von einem höheren Wesen, in seinem Verhältniß zu seinem Schöpfer. Die ganze Natur liegt im Schlafe, das Thier hört und sieht nichts als nur das, wozu es sein Trieb anreizt, nur der Mensch ist das wachende Geschöpf. Was kümmert sich das Thier um die aufgehende Sonne, als etwa deßhalb, daß es sich deren wohlthätigen Strahlen aussetzt, oder den Schatten aufsucht, weil ihm jene Strahlen zu heiß sind, es hat keinen Begriff von den glänzenden Sternen, es empfindet nichts von dem Geruche der Blumen, als etwa die Schmeisfliege, welche durch den Duft der Aasblume getäuscht, in ihr eine Nahrung wittert; es erfreut sich nicht an den Formen und Farben der Pflanzen, für das Thier ist keine Schönheit der Natur da; mit einem Worte, ob es gleich lebt und empfindet, so tappt es doch nur im Schlafe auf der Welt, blind seinen Trieben folgend, herum, damit es dem Menschen diene und bewußtlos erfreue. So weit also können es die Thiere bringen, so viel kann aus der Zusammenwirkung aller organischen Processe und

der Organe, welche das Thier mit den Verhältnissen der Außenwelt in Verbindung bringt, hervorgehen, daß es seine Nahrung sucht, seine Gattung fortpflanzt und dem Menschen durch seine Kräfte, seinen Körper und dessen Eigenschaften dient. Aber wenn es uns gelingt, die Anlagen der Thiere auszubilden, z. B. das Pferd nach dem Takte der Musik gehen zu lernen, den Hund den Schubkarren ziehen zu machen, den Affen auf dem Seile tanzen zu lehren, so sind dieses doch zuletzt nur Automatenkünste, die wir durch eine aus Eisen zusammengesetzte Maschiene ebenfalls machen lassen könnten, es sind dieses nicht in den Thieren vorhandene, sondern nur von den Menschen auf die organischen Maschinen, die Thiere, übertragene Vermenschlichungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ohne daß dadurch das Thier durch diese Scheinkünste um einen Grad weiter geführt oder vervollkommnet würde, denn obgleich durch einige dieser Künste die Thiere für uns nützlicher werden, so kann man doch nicht sagen, daß das Thier dadurch wirklich veredelt würde; denn der Zweck des Hundes ist es gewiß ebensowenig, den Schubkarren zu ziehen, wie der des Affen, auf dem Seile zu tanzen. Von einem Uebergang vom Menschen zum Thiere kann in geistiger und sittlicher Beziehung nie die Rede seyn, ebensowenig wie davon, daß etwa der Geist, das Bewußtseyn und das sittliche Gefühl nur in einer Verfeinerung der Gehirnsubstanz oder der Nervenfäden bestehe; denn in der That sind die Bestandtheile des Thier- und Menschenleibes dieselben, sie bestehen beide aus Kohle und

Wasser und etwas Asche, aus Kalk und Phosphorsäure. Mögen diese Stoffe nun auch noch so fein präparirt und organisirt seyn, so wird eine solche organische Kohlenwasserstoffmaschine **höchstens ein Thier, aber nie ein Mensch werden,** weil eben das Thier nur leeres organisirtes Gefäß, der Mensch aber mit dem Geiste erfülltes organisirtes Wesen ist. Der Leib des Menschen enthält allerdings die vollkommenste organische Bildung und die einzelnen Werkzeuge, wie Auge, Ohr, Nase rc., sowie die Einrichtung des Empfindungsapparates wie des Blutlaufs befinden sich in einer gleichmäßigen vollkommenen Ausbildung, um der Seele alle äußeren Einflüsse zuzuführen und sie ihr zum Bewußtseyn zu bringen, überhaupt ihr, der Seele, als vollkommenstes Werkzeug zu dienen, aber man muß nur das Werkzeug nicht mit der Thätigkeit, d. h. der Seele selbst idendificiren; denn ein Werkzeug, auch das vollkommenste, kann nie zum Bewußtseyn gelangen; es kann auch, wenn es dem Leib nach dem eines Menschen ähnlich ist, höchstens ein — Affe seyn, und sich wie ein Affe gebärden. Der eigentliche und tiefste Unterschied des Menschen vom Thiere beruht also nicht etwa in seiner leiblichen Bildung oder der Organisation seines Gehirns, denn diese sind in der That nicht wesentlich von jenen verschieden, sondern lediglich und ganz allein in dem Bewußtseyn seiner selbst, aus welchem der Schluß **ich bin** entspringt. Dadurch aber, daß der Mensch dieses weiß, daß er selbst ist, weiß er auch, daß Et-

was außer ihm ist; dadurch entsteht die erste Frage des Menschen, nachdem er zu dem Satze, ich bin, gelangt ist: wodurch bin ich? da er nun sieht, daß Alles, was um ihn ist, die ganze Natur in einem fortwährenden Entstehen und Vergehen begriffen ist, so ergibt sich die weitere Frage: wie entstand dieses Alles? und die Antwort darauf: es entstand aus einer Ursache, welche, da er bei näherer Betrachtung seiner selbst und der ihn umgebenden Natur die größte Ordnung, Weisheit und Güte wahrnimmt, aus einer Ursache, welche eine ewige und gütige seyn muß; er nennt sie deßhalb das Gute (Gott). Diese Ursache muß, da sie vor der Welt gewesen ist, indem sonst die Welt nicht hätte entstehen können, eine unvergängliche, eine ewige seyn, denn jede vergängliche, nähere Ursache müßte zuletzt immer wieder in einer ewigen, anfänglichen Grundursache gesucht werden. Da nun ferner kein Wesen auf der ganzen Erde sich um diese Ursache bekümmert, oder eine Ahnung von dieser Ursache hat, als der Mensch, so muß auch dieser die vollendetste Wirkung jener Grundursache seyn. Ist nun jene Grundursache, wie aus der Vollkommenheit der Welt nicht anders geschlossen werden kann, die höchste Vollendung in sich selbst, so mußte auch die Endwirkung jener ein vollkommenes Wesen seyn; die Grundursache der Welt konnte nicht durch eine zweite Ursache zur Schöpfung der Welt veranlaßt worden seyn, sonst würde die veranlassende Ursache die höhere gewesen seyn, folglich ist die Welt aus der Grundursache ohne Nebeneinfluß, also aus der Freiheit des ewigen Ver-

ursachenden entsprungen; die Endwirkung der Grundursache mußte deßhalb nicht allein ein vollkommenes und gutes, sondern auch ein freies Wesen seyn, weil das verursachende, vollkommene, gütige und freie Wesen gewiß auch nur ein gleiches Wesen hervorbringen wollte. Aber als Geschöpf und als Wirkung, als Bedingtes und nicht als Bedingendes, mußte die Endwirkung der ewigen Ursache, der Mensch, mit ihr selbst in Verbindung, von ihr als Bedingung bedingt und abhängig bleiben. Das ewig Verursachende ist das ewig Gütige und ewig Freie an und für sich, der Mensch als Folge das bedingt Gütige und Freie von jenem als Grundursache abhängigen Wesen. Aber indem das nur als Geschöpf abhängige, außerdem aber freie Wesen sich selbst von seiner Grundursache frei und der Ursache gleich machen, sich von jener Abhängigkeit befreien wollte, welches uns in der Schöpfungsgeschichte unter dem Bilde des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen dargestellt wird, löste das Endwesen seine Verbindung mit der Grundursache, und gieng dadurch aus dem Ewigen in das Endliche über und fiel dem Tod und der Sünde anheim; während in ihm vor dieser freiwilligen Loslösung von der Grundursache auch ihre Wirkungen in ihm fortgedauert haben würden. Der Mensch löste nur dadurch, daß er sich selbst Gott gleichmachen wollte und den Worten des Verführers, der bösen Lust: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern eure Augen werden aufgethan, und werdet wie Gott seyn und wissen was gut und böse ist,“

Folge leistete, sich von seinem Ursprunge los, er wurde gottlos und fiel dem Tode und der Sünde anheim, indem das Urbild des Wesens, aus welchem er hervorgegangen, erbleichte, wodurch er den Kräften der bösen Lust unterlag, welche sich auch bald als gräßliches Zerrbild nicht allein durch das Bewußtseyn der Schuld als böses Gewissen, sondern auch in der Vernichtung seines eigenen Geschlechtes, im Brudermord, kund gaben. Die Folgen dieses Abfalls waren erschrecklich, denn sie schienen das Schöpfungswerk des ewigen Geistes, welcher nur ihm Gleiches, Vollkommenes hervorbringen wollte, zu vernichten, indem die ganze Schöpfung mit der Erkrankung des Hauptes der Auflösung und Zerstörung entgegen gieng. Das Geschehene war nicht ungeschehen zu machen, aus der Freiheit (aus dem Genusse des Apfels) war der Abfall entsprungen, nur durch Anerkennung und freiwillige Rückkehr zur Grundursache konnte dieses glückliche Urverhältniß zwischen Ursache und Endwirkung, zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Gott und seinem Ebenbilde hergestellt werden. Das Band zwischen Beiden war zerrissen, — der Organismus des Menschen, in welchem bis jetzt nur die ewigen Kräfte gewirkt hatten, war zugleich den niederen Kräften des Stolzes und der Selbstsucht verfallen und entfernte sich immer mehr von der ewigguten Grundursache, so daß fast nur noch in einer Familie das Bewußtseyn des Zusammenhanges mit jener, so wie die Hoffnung auf eine vollkommene Wiedervereinigung mit ihr, wie diese beim Anfange der Entstehung des Geschlechtes

stattgefunden hatte, fortlebte. Ein solches ungöttliches Geschlecht, welches sich so weit entfernte, daß es sich die Rückkehr zu Gott selbst abgeschnitten hatte, wie es im 6. Cap. des 1. Buches Mosis heißt: „der Menschen Bosheit war groß auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse immerdar,“ war der Vertilgung werth, indem nur die Familie, in welcher das Gottesbewußtseyn noch fortlebte, erhalten wurde; dieses geschah durch Noah, einem Mann ohne Wandel, der ein göttlich Leben führte. Mögen nun alle Philosophen der Welt zusammenkommen und darüber streiten, so werden sie zugeben, daß es eine große Fluth gegeben haben müsse, denn dafür spricht die Oberfläche der Erde, dafür sprechen alle Sagen der Völker, dafür sprechen die großen Sprachstämme; es sind dies Dinge, die sich weder wegdisputiren, noch ableugnen lassen; wer konnte nun in Noah die Idee anregen, ein großes Schiff zu bauen, und sich und viele Thiere zu retten, wenn dieses nicht durch Einwirkung des göttlichen Geistes geschehen wäre. Die große Fluth vertilgte Alles, nur die sich gottbewußte Familie blieb übrig und Noah wurde der zweite Stammvater der Menschen, das neue Geschlecht erhielt die tröstliche Verheißung: „nicht wieder durch die Fluthen vertilgt zu werden;“ als ewiges Denkmal läßt der Herr seinen Bogen in den Wolken erscheinen, um die Menschen einestheils an ihre Vernichtung, anderntheils an den erneuten Bund mit ihm zu erinnern. Die große Fluth und die Erhaltung des Menschengeschlechtes in seinem zwei-

ten Stammvater Noah, ist die zweite große That Gottes, sie ist ebenso unmittelbar wie die erste, die Erschaffung seines Ebenbildes im Menschen. Alle Versuche eine Erklärung darüber zu geben, wie Noah auf den Gedanken kommen konnte, ein großes Schiff mitten im Lande zu bauen, sind müssige Gedankenspiele, welche nicht die geringste Wahrscheinlichkeit besitzen. Konnte nun die Idee in Noah, sich ein großes Schiff zu bauen, durch äußere Verhältnisse nicht angeregt werden, so bleibt nichts übrig, als diese Anregung als durch Gott selbst hervorgegangen, das heißt durch Offenbarung zu betrachten, denn Gott wollte ein verdorbenes Geschlecht, welches einer Rückkehr zu ihm, also überhaupt einer Erfüllung seines Schöpfungswerkes, unfähig war, nicht länger dulden, sondern ein reineres Geschlecht durch den Mann erhalten, in welchem das Gottbewußtseyn noch fortlebte. Nach der Fluth breitete sich nun das Geschlecht Noah's aus, indem eine Zeit lang noch die Erinnerung an jene frühere Verbindung des zweiten Stammvaters der Menschen mit Gott auch in seinen Enkeln fortlebte, aber zugleich entstand in Vielen Gleichgiltigkeit gegen den, mit welchem der Urvater geredet hatte, gegen das ewige, schaffende, unsichtbare Wesen; die Sinnlichkeit wuchs und diese verlangte auch sinnliche, sichtbare Götter, statt des Schöpfers verehrte man Geschöpfe und Naturkräfte: Sonne, Feuer, starke Menschen; aus der von Enkel zu Enkel forterbenden Sage von den Thaten der Väter entwickelte sich eine Geschichte der Urväter, die zuletzt aus Heiligen — Götter

machte, und den Glauben an den alleinwahren Gott und ewigen Vater des Geschlechtes verdunkelte und in Vergessenheit brachte. So entstand das Heidenthum in seinen mannichfachen Schattirungen, welche durch die Lebensart der sich zu Völkern sammelnden Menschen bedingt, bald als Sonnen- und Feuerdienst, bald als Molochopferungen, bald als Menschenverehrungen sich kund gaben. Das Gemeinsame des Heidenthums bestand jedoch darin, daß, so verschieden auch die einzelnen Farben desselben erschienen, es das Geschöpf für den Schöpfer, die Wirkung für die Ursache ehrte, während zugleich noch in allen heidnischen Religionen eine dunkle Erinnerung an jenen Urgrund, aus welchem sie entsprungen, mehr oder weniger zu finden war. Denkende Männer unter den Heiden, die den Wahn des Götzendienstes einsahen und eifrig der Wahrheit nachforschten, gelangten auch zu einer klareren Ansicht und näherten sich aus dem Schatten des Heidenthums dem Lichte, der ewigen Quelle der Wahrheit. Sem's Nachkommen war es vorbehalten, nicht allein die Erinnerungen an die großen Thaten Gottes und des Bundes des Vaters mit ihm in ihrer Reinheit zu behalten, sondern auch jene Hoffnung, welche so lebhaft schon in der Mutter des Menschengeschlechtes gelebt hatte, die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des göttlichen Urzustandes und der Versöhnung des Menschen mit ihrem Ausgangspunkte, nicht untergehen zu lassen. Diese Hoffnung tritt in ihrer Lebendigkeit und Bestimmtheit mit Abraham, dem Sohne

Tharahs auf, ihm wird die Verheißung: „in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden," aus seinem Samen soll der König des Menschengeschlechtes entspringen, wie die Sterne am Himmel sollen sich seine Kinder mehren, und das Vertrauen auf diese Zusage wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet; denn dieser Glaube wankt selbst dann nicht, als er den einzigen Sohn, durch welchen jene Zusage nur zu erfüllen möglich war, opfern soll. Dieselbe Zusage wird Abrahams Sohne Isaak und Enkel Jakob, sie wird endlich Hoffnung und Mittelpunkt, nicht allein des Gottesdienstes, sondern des ganzen Volkslebens der Nachkommen Jakobs. Alle Führer und Seher des Volkes Israels zeigen in den Zeiten der Trübsal wie des Glückes des Volkes auf jene Hoffnung hin, und wie das ferne Ziel den Blicken des Reisenden immer klarer vor die Augen tritt und immer deutlicher und bestimmter dessen Umrisse erscheinen so schärft sich das geistige Auge der Seher, je näher die Zeit der Erscheinung des Messias rückt. Ein neues Gottesreich soll erstehen; ein Herr, ein Retter, ein Versöhner des Volkes soll kommen, welcher nicht allein ein Fürst Israels seyn wird, sondern sein Reich wird sich auch über die Heiden und alle Völker der Erde ausbreiten. Dieser König soll in Bethlehem von einer Jungfrau geboren werden, 62 Jahrwochen nach dem Wiederaufbau Jerusalems soll er erscheinen, ein Prophet soll ihm vorangehen und ihm seinen Weg bereiten, und wenn er sein Werk vollendet hat, so wird die Stätte seines Wirkens

wüste werden und verödet bleiben bis zum Ende, und ist dieses nicht alles Wort für Wort in Erfüllung gegangen? Ist jene Sonne der Liebe und Gnade nicht aufgegangen, ist sie nicht in der Gestalt eines Menschen, dem erneuten Ebenbilde Gottes, dem Sohne, auf welchen die Mutter unseres Geschlechtes schon sehnlichst gehofft hatte, erschienen? Ich will alle jene bekannten Prophezeihungen, welche sich bis auf die scheinbar unbedeutendsten Nebenumstände von der Geburt, dem Leben und den Thaten, dem Tod, der Auferstehung des Messias beziehen, unberührt lassen, ich will davon schweigen, daß auch bei fast allen anderen Völkern Asiens ähnliche Prophezeihungen für das Kommen eines Retters der Menschheit, durch welchen sie zur Erkenntniß Gottes gelangen, durch welchen sie vom Wahne und Irrthume erlöst, und zur Freiheit, zu der verlorenen Kindschaft Gottes zurückkehren sollten, zu finden sind; denn man weiß ja wie geschickt die neueren Kritiker und Mythenerklärer in dem Sohne des Galiläischen Zimmermannes einen klugen Mann gefunden haben, der jene Prophezeihungen sich anzupassen wußte, ja, welcher merkwürdigerweise sogar seine Mutter, noch bevor sie ihn geboren hatte, schon dazu bestimmen konnte, nach Bethlehem zu gehen und ihn dort zu gebären, damit die Prophezeihung Michas: „und du Bethlehem im jüdischen Lande, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda, denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sey,“ in Erfüllung gehen konnte. Aber jene erste und älteste Prophezeihung, welche dem

Abraham wurde: „in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden,“ kann ich nicht fallen lassen, denn sie blieb fortan die Hoffnung und der Mittelpunkt der Nachkommen Abrahams; sie hat sich erfüllt und seit zwei Jahrtausenden genießt die Menschheit dieses Segens und dieser Segen wird trotz allem Unglauben, trotz aller scharfsinnigen Kritik, trotz den sublimsten philosophischen Systemen, von denen eines das andere verschlingt, ohne auch nur einen Menschen wahrhaft glücklich gemacht zu haben, fortwirken bis an das Ende der Tage. Ich frage Dich auf's Gewissen, lieber Freund! konnte etwa die Kunst der Griechen, konnten ihre mit allen menschlichen Schwächen behafteten Götter, nach welchem Wahne sich leider selbst ein großer Dichter unserer Nation zurücksehnte, konnten diese Albernheiten, welche aller gesunden Vernunft widersprachen, je die Menschheit beglücken? sie vermochten es nicht und darum regt sich auch dieses unendliche Sehnen und Ringen nach Wahrheit in einem Sokrates und Plato. Was findest Du aber bei dem anderen großen Volke des Alterthums: den Römern, welche gleichsam ein Wurzelausschlag der Griechen sind; ihr ganzes Ringen und Streben geht auf einen geordneten Bürgerstaat hinaus, ihr letztes Ziel ist, die Welt in Fesseln zu schlagen und das Bestreben ihrer großen Männer, sich in einer Statthalterei eine reiche Pfründe zu verschaffen oder an die Spitze des Staates als Consul gestellt zu werden, um sich den Seckel zu füllen; wo findest Du bei diesem Volke auch nur einen Funken

von Menschlichkeit, es müßte denn seyn, daß es ihm die Klugheit geboten hätte, um, wenn nicht durch Gewalt der Waffen, so doch durch jene ein anderes Volk zu unterjochen. Ich frage Dich: konnte durch eines dieser Völker die Welt beglückt werden, konnten durch ihre religiösen und sittlichen Ideen die Menschen wieder zu Menschen, das heißt zu Kindern Gottes gemacht werden? Man betrachte einmal die Welt in jener Zeit des Untergangs des römischen Reichs durch unsere Ahnen; konnte vielleicht durch sie eine klarere Erkenntniß über das eigentliche Glück und die Bestimmung des Menschengeschlechtes hervorgerufen werden; Du wirst daran verzweifeln, denn sie traten als eine wilde, rohe, kriegerische Rotte auf, welche überall, wo sie hinkam, nur zerstörte, ohne etwas anderes dafür zu setzen. Die germanischen Völker erscheinen nur als die Todtengräber der alten Welt und wären zuletzt selbst in das große, von ihnen aufgeworfene Grab mit hinabgestürzt, wenn nicht während ihres Vernichtungskampfes eine neue Idee thätig wurde, welche aus diesen Geburtswehen der Völker wie der Phönix aus der Asche hervordrang und eine neue Welt schuf, welche die Erde und ihre Güter nicht mehr als Endziel der Menschheit, sondern nur als das Mittel zum Zwecke, als eine Schule für ein höheres Leben betrachtete. Nimm sie hinweg diese Idee aus der Geschichte unseres Geschlechtes, welche durch die Worte des Erlösers: „was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an

seiner Seele," in ihrer ganzen Bedeutung ausgesprochen ist, und was würde jetzt Europa seyn? — entweder ein Schlachtfeld, auf welchem die Gebeine von Millionen Erschlagener moderten, anstatt von Menschen, von Bären und Wölfen bewohnt; oder im Falle sich diese Völker auch nicht gegenseitig gänzlich aufgerieben und vernichtet hätten, so würden sie ein verdumpftes Geschlecht bilden; welches mit dem Blute der Feinde seine Götter versöhnen will. Würde sich aber Europa in diesem Zustande befinden, was würde dann die Welt seyn? — Jene, den Untergang der römischen und den Aufgang der germanischen Reiche beleuchtende christliche Idee war es ja auch, welche später einen Mahomed hervorrief, der freilich die reine Ansicht von einem vollkommeneren Zustand nach dem Tode, oder vielmehr einer Wiederbelebung der Individuen in den Schmutz herabzog und aus dem Himmel ein Freudenhaus irdischer Genüsse machte, welche nur nicht mehr mit den Unannehmlichkeiten von denen der Erde verknüpft seyn sollten; aber was ist aus den Reichen und der mit ihnen stehenden und fallenden Lehre Mohameds geworden? ein Schatten, dessen schwaches Bild bald wie sein Sinnbild, der Halbmond, vor den Strahlen der auch in jenen Ländern als Sonne aufgehenden christlichen Idee erbleichen wird. Jeder unbefangene und wahrheitsliebende Mann wird mir zugeben, daß es nur die christliche Idee war, welche Gesittung unter die Völker Europas bringen konnte, denn Griechen und Türken waren bis zur

tiefsten Entsittlichung herabgesunken, sie war es dann überhaupt, welche eine neue Welt begründen konnte; und wenn von Einigen die Behauptung aufgestellt wird, als wäre diese Idee leiblos, das heißt ohne einen Träger gewesen, gleichsam nur angeerbt; oder Andere, noch weiter gehende behaupten, sie sey von den indischen Völkern gestohlen worden, so ist es hinwieder unbegreiflich, wie jene Völker trotz den Besitz der Idee in ihrer Verdumpfung verharrt sind, und nur durch Verpflanzung der christlichen Idee zu neuem Leben erwachen können. Sehen wir nun die gewaltigen Wirkungen dieser Idee, sehen wir, daß sie trotz allen Anfeindungen, trotz den Waffen der Gewalt und des Verstandes den Sieg behält und sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet, so müssen in ihr selbst die Gründe liegen, wodurch sie die Siegerin bleibt; diese Gründe können aber zuletzt keine anderen seyn, als daß sie überhaupt dasjenige ist, was den Menschen wirklich beglückt, frei macht von Sünde und Wahn, und ihn erhebt zu dem, was er seyn soll, einem Ebenbilde Gottes; sind nun aber alle Menschen Kinder Gottes, so sind sie auch Brüder, sind sie Brüder, so werden sie sich auch als Brüder lieben und nicht streben einer über den andern zu herrschen, oder sich einer vor dem anderen bevorzugt zu dünken, denn Gott ist ein gerechter Gott und ein gerechter Vater. Sind aber alle Menschen zu dem Bewußtseyn der Kindschaft Gottes hindurchgedrungen, so wird nur Gerechtigkeit und Liebe auf der Erde regieren und die Menschheit wird zur Vollkommenheit

gelangt seyn, welches das Ziel ist, nach welchem Alle um so mehr streben, je mehr sie die Wahrheit erkannt haben. Wenn Du nun zugeben wirst, daß es nur die christliche Idee war, durch welche die Menschen glücklich werden und ihrem endlichen Ziele entgegengehen konnten, diese Idee aber nur durch einen Menschen verbreitet werden konnte, und wenn Du ferner erwägst, daß sie unter jenen Menschen, unter welchen sie zuerst auftauchte, ohne eine äußere Krafterweisung nicht Platz greifen konnte, so war es nöthig ihre Göttlichkeit auch durch äußere Zeichen zu bekräftigen, diese äußeren Zeichen, wodurch sich zugleich der Träger der Idee als einen von Gott gesendeten Boten hinstellte, waren die Wunder, die zwar natürlich nicht erklärt werden können, aber als einzige Mittel um der Wahrheit die Bahn zu brechen auch **nothwendig** waren; denn bevor Gott Menschen schuf, mußte er doch einen Wohnplatz für sie gründen, mußte er Nahrungsstoffe für sie schaffen, bei der zweiten Schöpfung des Menschengeschlechtes, „seiner sittlichen Wiedergeburt," bediente er sich nochmals seiner schaffenden Kräfte, ohne daß er dadurch, wie einige vermeinen, die Gesetze der Natur gebeugt hätte, denn er ist ja Urheber und Gesetz der Natur zu gleicher Zeit! — So glaube ich nun, geliebter Freund! Dich überzeugt zu haben, daß die christliche Idee nicht allein nothwendig war, um die Menschheit zu beglücken und zu ihrer endlichen Vollkommenheit zu führen, sondern daß sie auch nichts in sich schließt, was sich nicht mit unserer Vernunft vereinigen ließe,

denn das ist das Siegel der Wahrheit, daß sie sich nicht allein als vollkommen klar und für jeden Menschen als gewiß darstellt, sondern daß sie auch mit unserer Vernunft übereinstimmt. Gott läßt sich aber finden von Allen, die ihn aufrichtig suchen, und da ich von Dir überzeugt bin, daß Du dieses thust, so lebe ich in der gewissen Zuversicht, daß bald für Dich auch die Morgenröthe des Glaubens anbrechen und Du Dich der Strahlen jener Sonne erfreuen wirst, welche nie untergeht. In seinem Lichte lasse uns wandeln, sein heiliger Geist sey mit Dir und Deinem

Wilhelm S.

M... den 18. November 1828.

Lieber Wilhelm!

Du hattest Recht! die Morgenröthe des Glaubens ist auch für mich wieder angebrochen, ich schmecke und fühle wie freundlich der Herr ist, ich empfinde das Wesen jenes Hauches, welcher einst über der Tiefe des Meeres und den gährenden Elementen schwebte und aus sich das Licht gebar; ja Geliebter! auch in mir war es dunkel, während ich vermeinte ich strebe zum Lichte oder befinde mich schon im Lichte; nun ich die Sonne sehe, fühle ich erst in welcher Dunkelheit ich saß, und wie meine Augen noch geblendet sind von dem Glanze seiner unerschöpflichen Gnade. Du wirst Dir vielleicht meine plötzliche Um-

änderung nicht erklären können, denn Du wirst sie kaum für eine Frucht Deines lieben letzten Briefes halten, der mir jedoch meinen jungen Glauben zum helleren Bewußtseyn brachte, darum will ich Dir den Verlauf erzählen, wie ich plötzlich, wie einst der nach Damaskus reisende Saul, auch eine laute Stimme in meinem Innern hörte: „warum verfolgest Du mich, es wird Dir schwer werden wider den Stachel zu lecken.“ — Du erinnerst Dich, daß ich Dir geschrieben, daß ich meine Emilie gewöhnlich bei ihrem Nachhausegang aus der Abendmesse erwarte, ich begleitete sie dann bis an ihre Wohnung, um mit ihr noch freundliche Worte wechseln zu können. Sie erschien mir immer am schönsten, wenn sie aus der Kirche kam, es lag eine wirkliche Verklärung über ihren Zügen; nun geschah es, daß ich vor etwa vierzehn Tagen von einem Spaziergange nachhausekommend, an der Frauenkirche vorübergieng, als eben die Töne der zur Messe läutenden Glocke durch die Luft zitterten und in mir den Gedanken anregten, die Geliebte einmal ungesehen im Gebete zu beobachten. Ich trat durch das Hauptthor ein in die hohen Hallen, es herrschte die größte Stille, nur wenige Betende knieten an einigen nur mit einem Lichte erleuchteten Altären, die riesigen Säulen warfen lange Schatten und an dem Hochaltar in weiter Tiefe flammten viele Kerzen, ich stellte mich in den Schatten einer Säule nicht weit von dem Marmorbecken, welches das geweihte Wasser enthält, um ungesehen die Eintretenden beobachten zu können; ich war eine Zeit lang

gestanden, als Emilie verschleiert hereintrat, sogleich zog ich mich hinter die Säule zurück, jedoch bemerkte ich noch, wie sie den Schleier zurückschlug und die feine Hand in das Weihbecken tauchte, sie schritt voran, plötzlich wendete sie ihre Blicke nach der Richtung hin, wo ich stand, ein Schauder flog über ihre Züge, als ob sie von einer heimlichen Furcht ergriffen worden wäre, und dann eilte sie schnellen Schrittes dem Hochaltare zu. Sie konnte mich unmöglich gesehen haben, denn ich hatte mich vorher überzeugt, daß man an jener Stelle Niemand erkennen konnte. Ich gieng ihr nun leise nach, um die ins Gebet Versunkene betrachten zu können. Kaum hatte ich meinen Platz, etwa zwanzig Schritte von ihr entfernt, eingenommen, als sie ihren Blick wieder nach jener Stelle, wo ich stand, hinrichtete, ich war nämlich in einen an der Seite angebrachten, ganz im Dunkeln stehenden Beichtstuhl eingetreten, wo sie mich unmöglich sehen konnte, während die Stelle, an welcher sie kniete, von den Lichtern des Altars vollkommen erleuchtet war. Sie schien beunruhigt, noch einmal warf sie den Blick nach meinem Beichtstuhl hin, dann schien sie sich zu fassen, sie richtete ihre Blicke nach dem Kreuze hin und schien bald die Welt um sich herum vergessen zu haben, indem sie mit der tiefsten Innigkeit betete und zuweilen die Lippen bewegte. Ich stand im stillen Entzücken versunken, unwillkührlich hatte ich die Hände gefaltet, die heilige Stille in den hohen Hallen, der Glanz der Lichter, die in Andacht versunkenen Betenden brachten in mir den Wunsch hervor: wäre ich

auch so glücklich, könnte ich mich auch wie sie mit gleicher Ueberzeugung und Innigkeit zu dem Erlöser der Menschheit hinwenden, könnte ich auf ihn meine Hoffnung, meine ganze Zuversicht setzen! Plötzlich fühlte ich, daß ich jene innere Stimme, die uns immer zu dem Gekreuzigten hinzieht, nur durch meine Vernunftgründe erstickt hatte, es tauchte die Wahrheit in mir auf, — ich erinnerte mich an die glücklichen Tage, als ich zum ersten Male das neue Testament mit Begierde gelesen hatte, als mir damals die Gewißheit wurde: es ist so, wie es geschrieben steht: „also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Indem ich so in Gedanken verloren war und über den tiefen Sinn dieser Worte nachdachte, über dieser unendlichen Liebe Gottes mich und die Umgebungen vergessen hatte, ertönte in weiter Ferne hoch von dem Chore herab ein sanfter Gesang weiblicher Stimmen:

O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich unser!
O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich unser!
O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, schenke uns den Frieden!

Wie Engelsstimmen tönte es durch die hohen Hallen, klang es wieder in meinem Innern und ich betete, ach! ich hatte das Beten fast verlernt: „Herr! gib

auch mir den wahren Frieden." Ich war so erschüttert, daß ich kaum bemerkt hatte, daß der Priester am Altare stand, immer tönten noch die lieblichen Stimmen in mein Ohr: schenke uns den Frieden. Da hörte ich die klare Stimme des Priesters die Hallen durchtönen: quare tristis est anima mea, und ich fand Trost in der Antwort des Diakonen: Spera in Deo. Ich hätte mit einfallen mögen in den wiederertönenden Gesang des Priesters: Gloria Patri, et Filio, et Spiritui Sancto, und ich fühlte die Tiefe der Worte des Diakonen: Sicut erat in principio et nunc et semper, et in saecula saeculorum amen. Mit jedem Moment wuchs meine ganze Hingabe an die heilige Handlung, es war mir, als ob sich der Himmel vor mir erschlösse, als ob mir plötzlich die ganze Tiefe des Versöhnungswerkes Christi zum Bewußtseyn käme. Als nun der Priester die Hostie segnete, als er den Kelch erhob, als er sich niederbeugte und sanctus, sanctus, sanctus! rief, und alle Anwesenden auf die Kniee fielen und der heilige Moment der Gegenwart des Herrn in der irdischen Substanz gekommen war, da zog michs mit Gewalt auf die Kniee nieder, ich betete nicht mehr mit Worten, ein heiliger Schauer durchbebte mich, ich fühlte nur, was sich nicht aussprechen läßt, ich fühlte die Gegenwart Gottes. Wie tönte dann das Gratias in meinem Herzen wieder! die Handlung löste sich auf in ein vom Chore herabtönendes vollstimmiges Alleluja. Ich stand noch lange träumend und bemerkte kaum, daß die Betenden die Kirche verließen, als die Lichter

am Hochaltare verlöscht wurden; ich erhob mich, zu mir selber kommend und eilte die menschenleere Kirche zu verlassen; erst als mir der scharfe Novemberwind die glühenden Wangen kühlte, dachte ich wieder daran, daß ich ja eigentlich Emilie hatte erwarten wollen und eilte ihr nach, um sie vielleicht noch unter Weges zu erreichen. Sie war langsamer gegangen, und bald ruhte ihr Arm in dem meinigen, sie bemerkte meine Aufregung und fragte mich besorgt, ob mir vielleicht etwas begegnet sey. Ich kam in Verlegenheit, ich wollte ihr es nicht gestehen, daß ich in der Messe gewesen sey, da strahlten mir ihre lieblichen, eine innige Bewegung ausdrückenden Züge entgegen, indem wir gerade an einer Laterne vorübergiengen, ich konnte dem holden Wesen keine Unwahrheit sagen, ich stotterte: ach, Emilie ich war in der Messe! sie drückte mir die Hand und schwieg, und so giengen wir ohne ein Wort zu sprechen weiter, so daß wir bald an ihrer Wohnung angekommen waren. Ich sagte zu ihr: „Emilie! ich hätte dir so Manches mitzutheilen, doch mir ist heute das Herz zu voll, und indem ich ihre Hand heftig an meine Lippen preßte, lag sie in meinen Armen, sie hatte mir bis heute noch keinen Kuß erlaubt, aber schnell hatte sie sich meiner Umarmung entrissen und war mit einem „Gute Nacht Hermann" hinter der sich schließenden Hausthüre verschwunden. Als ich am folgenden Vormittage Emilie besuchen wollte, empfieng mich ihre Mutter, welche immer etwas Abgemessenes in ihrem Benehmen gegen mich zeigte, freundlicher als gewöhnlich, indem sie

sagte: „sie werden uns wohl das Vergnügen schenken, heute Abend zu uns zu kommen, wir feiern den Geburtstag des Vaters.“ Emilie war ausgegangen, ich entfernte mich deßhalb bald wieder, und freute mich sehr, mich am Abend um so länger mit der Geliebten unterhalten zu dürfen. Nachdem wir am Abend eine einfache Mahlzeit genossen hatten, wurde Punsch aufgetragen; außer mir war nur noch ein Jugendfreund von Emiliens Vater und die Schwester von Emiliens Mutter zugegen. Sowohl die beiden Freunde wie die beiden Schwestern waren in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, welches sich auf gegenseitige Erlebnisse bezog, und da ich mich an den Spieltisch zu den kleinern Geschwistern Emiliens gesetzt hatte, um sie mit allerlei Kinderspielen zu unterhalten, so war mir Emilie gefolgt. Die beiden Kinder waren aber in Folge des Punschgenusses bald schläfrig und deßhalb von der jüngeren Schwester Emiliens zu Bette gebracht worden, während die andere Abtheilung der Gesellschaft im Gegentheil sich um so lebhafter in ihr Gespräch und ihre Fröhlichkeit vertiefte, so daß wir beide allein am Spieltische der Kinder sitzen blieben. „Sie versprachen mir gestern recht Vieles zu erzählen, und da die Eltern so sehr in ihr Gespräch vertieft sind,“ sagte Emilie zu mir, „so würde mich's freuen, wenn sie nun ihr Versprechen erfüllen wollten,“ wobei sie mir einen freundlichen Blick zuwarf; „ich weiß nicht ob es jetzt an der Zeit ist,“ erwiderte ich, „mein Inneres ist noch zu bewegt und unruhig, so daß ich dafür eine günstigere Stunde abwarten möchte; wie

wäre es, wenn sie es unternehmen wollten, mir Einiges von ihren Erlebnissen mitzutheilen.“ „Die Erlebnisse eines Mädchens,“ erwiderte Emilie, „sind so einfach, daß sie wohl Männer nur wenig interessiren dürften, doch habe ich vor Kurzem eine Erfahrung gemacht, deren Mittheilung sie vielleicht interessiren möchte. Ich habe nämlich eine Freundin Julie H., diese ist eine eifrige Protestantin, und von der Ansicht ihrer Kirche eben so fest überzeugt, als ich es von der meinigen bin. Sie wissen, daß solche Personen, die eine feste Ueberzeugung von ihrem Glauben gewonnen haben, immer darauf ausgehen, Proselyten zu machen; und nehmen sie sich nur in Acht vor mir, denn ich suche auch sie für unsere Kirche zu gewinnen, da mir das wahre Seelenheil aller meiner Mitmenschen, wie viel mehr auch das ihrige am Herzen liegt; denn mir scheint überhaupt nichts natürlicher, als daß jeder Mensch, der von einer Wahrheit überzeugt worden ist, jeden Anderen außerhalb dieser Wahrheit stehenden, zu derselben zu bekehren sucht, denn jenen, welchen die Wahrheit überhaupt gleichgiltig ist, wird es auch einerlei seyn, ob sie von Andern ergriffen werde oder nicht. Ich erblicke nun schon darin eine tiefere Wahrheit in unserer Kirche, als in der ihrigen, da sich die protestantische Kirche so wenig Mühe gibt, Andersdenkende zu ihrem Glauben zu bekehren, während unsere Kirche alle Mittel, welche sich mit der evangelischen Wahrheit vertragen, anwendet, um diejenigen, welche außer unserer Kirche stehen, zu ihrem Glauben zu bekehren. Man wirft

zwar unserer Kirche vor, daß sie selbst unlautere Mittel zu dieser Bekehrung anwende, daß sie namentlich arme Protestanten durch Unterstützung mit Geld, oder dadurch, daß sie solchen verarmten Familien eine bessere äußere Lage zu begründen bestrebt ist, ein falsches Mittel gebrauche. Mir scheint dieses aber keineswegs der Fall zu seyn, denn Gott bedient sich der mannigfachsten Mittel, um uns auf die rechte Bahn zu leiten, warum sollte unsere heilige Kirche ein Mittel verschmähen, welches doch in der That unter die Werke der Liebe gerechnet werden muß, wenn wir leiblich und geistig verwahrloste Brüder durch irdische Mittel nicht allein in einen glücklicheren äußeren Zustand versetzen, sondern ihnen auch den Weg zum ewigen Leben, welchen wir nun einmal für den einzig richtigen halten, anbahnen. Man wirft unserer Kirche die Unduldsamkeit vor, aber ich frage sie, ob man denn überhaupt das Böse dulden darf, und wie wäre es von unserer Kirche möglich, wie könnte diese gleichgiltig dabei seyn, wenn Tausende von Protestanten in heidnischem Sinn wandeln, vom wahren Glauben abgefallen sind, und den Unglauben auf Kanzeln und in ihren theologischen Schriften unter dem Deckmantel des Fortschrittes verbreiten; solchem Unglauben muß unsere heilige Kirche mit aller Macht entgegentreten, und jedem Glied derselben muß dieses eine ernste Aufgabe seyn; denn ich weiß recht wohl, lieber Hermann! daß sie auch von diesem Unglauben in der protestantischen Kirche angesteckt sind, und da habe ich kein anderes und zugleich auch das kräftigste Mittel

als recht innig zu Gott zu beten, er möge sie zur Erkenntniß der Wahrheit führen, und ich darf hoffen, daß mein Gebet Erhörung finden werde, ja, daß es vielleicht schon Erhörung gefunden hat. Doch ich wollte ihnen meine jüngst gemachte Erfahrung mittheilen. Meine Freundin also, mit welcher ich fast in jeder Woche einigemale zusammenkomme, hat sich schon lange bemüht, mich von der Vortrefflichkeit ihrer Kirche und von den Irrthümern, wie sie es nämlich nennt, unserer Kirche zu überzeugen. Sie versteht es, für ihre Ansichten eine Menge Bibelsprüche anzuführen, und ich muß ihr hierin ihre große Ueberlegenheit über meine Argumente zugestehen, denn ich habe wohl die Evangelien gelesen, jedoch sind mir die Episteln, namentlich die Briefe Pauli noch nicht ganz verständlich geworden, da wir uns, in unserer Kirche lieber mit den Auslegungen der Bibel durch unsere Priester begnügen, als selbst forschend deren heilige Wahrheiten zu untersuchen, indem wir durch ein solches Unternehmen schon eine Sünde zu begehen glauben. Meine Freundin glaubte mich nun durch ihre scharfsinnigen Sätze und Bibelsprüche, (ich muß hinzufügen, daß sie die Braut eines jungen Theologen ist, durch dessen Umgang sie sich jedenfalls auch eine nicht geringe Dialektik, um über religiöse Gegenstände sprechen zu können, angeeignet hat), von der Wahrheit des Protestantismus überzeugt zu haben, da ich ihren Behauptungen gewöhnlich nichts anderes entgegensetzen konnte, als daß ich diese Behauptungen nicht verstünde, ich mich aber mit meinem Glauben begnüge.

Unsere Unterredungen bezogen sich insbesondere auch auf die Ansichten über das heilige Nachtmahl und die heilige Messe. Meine Freundin behauptete, wir seyen hinsichtlich der Verwandlung der Hostie in wirkliches Fleisch und Blut sehr im Irrthum, nach der Ansicht der lutherischen Kirche werde die Hostie nicht verwandelt, sondern man genöße den Leib Christi nur in, mit und unter der Hostie; ich entgegnete ihr, daß ich hierin gar keinen Unterschied fände, denn dasselbe glaubten die Katholiken auch, wenn aber die Hostie eine so innige Verbindung mit dem Leibe Christi wäre, so müsse sie auch in diese neue Verbindung verwandelt worden seyn; die lutherische Lehre enthalte nur eine Zweideutigkeit in sich und lasse dem Unglauben Raum, die Lehre der katholischen Kirche sey klar und bestimmt, und verwerfe es überhaupt diese heiligste und tiefste Lehre zu seciren; denn mir kommt es gerade so vor, da Luther dieses Wunder so genau und bestimmt durch seine Formel in, mit und unter erkennen will, als ob er den heiligen Leib unseres Herrn Jesus seciren hätte wollen; ich begnüge mich, und alle wahren Katholiken mit mir, mit der festen Ueberzeugung, daß wir den Leib und das Blut unseres Herrn und Heilandes unter der gesegneten Hostie zur Vergebung unserer Sünden und zur Stärkung unseres Glaubens genießen, und finde deßhalb auch jene weitere Behauptung der Lutheraner, als ob wir durch unsere Messe einen Götzendienst begiengen, indem wir die geweihte Hostie verehrten, ganz unrichtig, denn in der Messe ehren wir ja nicht die Hostie,

als vielmehr die göttliche Handlung, die Gegenwart des Herrn im Brode und die Vergebung unserer Sünden und Heiligung, indem wir an der Handlung des Priesters mit theilnehmen. Der Priester ist in der Messe nur unser Haupt, wir die Theile seines Leibes, und so genießen wir mit ihm zugleich den Leib und das Blut unseres Herrn. Die Messe ist das tiefste und heiligste Geheimniß unseres Glaubens, indem wir in ihr wirklich zur Einheit mit Gott gelangen, indem wir durch sie Antheil nehmen an dem heiligen Leibe, dessen Theile wir sind, dessen Haupt Christus ist, welches durch den Priester als irdisches Bild dargestellt wird. Durch die heilige Messe feiern wir täglich die Erinnerung an jenen letzten Abend, an welchem der Herr die Welt überwand und den Sieg der Wahrheit und des Guten für immer durch seinen Tod besiegelte. Durch die Feier der heiligen Messe besiegeln und erneuern auch wir täglich den Bund, welchen Gott mit uns gemacht, durch welchen er uns zu seinen Kindern aufgenommen hat. Durch die heilige Messe strömen in uns die Fluthen seines für uns vergossenen Blutes und wird in uns der Keim gelegt für einen zukünftigen verklärten Leib; sie ist der Mittelpunkt der christlichen Kirche, denn in ihr feiern wir die Gegenwart, den Opfertod und die Hinwegnahme unserer Sünden und die Versöhnung mit unserem Gott durch unsern Herrn und Heiligmacher Jesus Christus. Dieser Mittelpunkt fehlt der protestantischen Kirche, und somit fehlt ihr die Einheit, sie ist ein aus hunderten von Sekten und Meinungen

zusammengesetztes Conglomerat, was keinen Zusammenhang hat, und nur dadurch wieder zur Festigkeit gelangen kann, daß sie sich ihrer Mutterkirche anschließt. Meine Freundin versicherte mich hierauf, daß die Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes, daß die Bestimmtheit, mit welcher die protestantischen Theologen in ihren Predigten die christliche Wahrheit darzuthun vermögen, gewiß auch auf den Katholiken einen tiefen Eindruck machen müsse, sie bat mich deßhalb einmal mit ihr in die protestantische Kirche zu gehen, wenn E. predige. Ich gieng nun mit meiner Freundin am folgenden Sonntag in die Kirche, und muß noch bemerken, daß ich zum ersten Male in meinem Leben in eine protestantische Kirche kam. Es berührte mich schon unangenehm, daß die Leute so ganz gleichgiltig, als ob man etwa auf den Markt gehen will um Lebensmittel einzukaufen, in die Kirche traten, ohne irgend ein Zeichen von Hochachtung gegen den Altar sich niedersetzten, miteinander sprachen, einige lachten sogar, man sang ein Lied und der Orgelspieler wußte zwischen jeden Vers so erbärmliche Zwischenspiele anzubringen, daß die Andacht, welche durch den Gesang der Gemeinde hätte erregt werden können, immer wieder gestört wurde. Die Kirche selbst war nichts weniger als geeignet, um den geringsten gemüthserhebenden Eindruck zu machen, sie erschien mir mehr als ein zu einem Schauspiel hergerichteter Saal *), auch war es für mich störend, daß

*) Es muß bemerkt werden, daß damals in M. noch keine protestantische Kirche existirte, sondern nur ein Bet-

sich über dem Altare die Kanzel befand. Als der Gesang beendigt war, betrat der Geistliche die Kanzel, er hatte seiner Predigt den Spruch aus der Epistel Pauli an die Römer: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben,“ zu Grunde gelegt, seine Predigt schien mir sehr künstlich zusammengefügt zu seyn, sie bestand aus vier Theilen, jeder derselben zerfiel wieder in drei Unterabtheilungen. Er suchte mit großem Scharfsinne sein Thema auszulegen und durchzuführen, und ich würde ihn leichter für einen Advokaten als einen Prediger gehalten haben, wenn mich nicht die Umgebungen daran erinnert hätten, daß es sich um religiöse Wahrheiten handle, je länger aber der Prediger sprach, um so mehr zog sich mein Herz zusammen, es wurde mir unheimlich, ich konnte nicht begreifen, wie man durch diese vielen künstlichen Worte den Glauben beweisen wollte, und wie man daraus zu einer wahren Ueberzeugung von den Worten des Textes gelangen könne, ich konnte nur mit großer Anstrengung dem Gedankengang des Predigers folgen, und wurde zuletzt durch die zunehmende Gleichgiltigkeit der Gemeinde gestört, denn zwei vor mir sitzende Frauen unterhielten sich sehr lebhaft über eine bekannte Stadtgeschichte, die Knaben auf dem Chor redeten miteinander und wo ich nur hinblickte, begegnete ich gleichgiltigen Geberden, oder bemerkte Zeichen der Langweile, darüber hatte ich den Faden der

---

saal für die sehr zahlreiche Gemeinde eingerichtet worden war. Anm. d. Herausgebers.

Predigt verloren; ich verstand die Worte des Predigers nicht mehr, ein höchst beengendes Gefühl bemeisterte sich meiner, so daß ich, um diesem drückenden Gefühle zu entgehen, zuletzt meine Zuflucht zum Gebete nahm, und Gott anflehte, er möge doch in diese todte Gemeinde auch seinen Geist dringen lassen, er möge sie zurückführen zu der allein wahren Kirche, in welcher man ihm mit aufrichtigen Herzen und nicht mit künstlichen, kalten Reden diene; so in mein Gebet vertieft, wurde ich durch den wiederbeginnenden Gesang der Gemeinde daran erinnert, daß ich mich in einer fremden Kirche befinde. Nach geschlossenem Gottesdienst, welcher von den Anwesenden mit derselben, wo nicht größeren Gleichgiltigkeit, wie ein Theater, verlassen wurde, verließ ich an dem Arm meiner Freundin die Kirche, vor deren Thüre sich eine lange Reihe junger Leute aufgestellt hatte, welche uns mit unheimlichen Blicken musterten, so daß ich mir fast wie ein Soldat vorkam, welcher zwischen den Ruthenhieben kalter Söldlinge seinen Weg nehmen muß. Ich fühlte mich deßhalb glücklich, als wir auf die freie Straße gekommen waren und sagte zu meiner Freundin: nun Gott sey Dank, daß wir wieder unter Gottes freiem Himmel sind, denn ich hätte es nicht länger mehr in der Kirche aushalten können, es hatte mich ein zu quälendes Gefühl beschlichen. Meine Freundin sagte: das ist die Macht der siegenden evangelischen Wahrheit, welche dein Herz berührt hat; o, nein! erwiderte ich, liebe Freundin! welche Wahrheit ist mir theurer, als jene, „also hat

Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben," aber diese Wahrheit ist mir in der That durch die eben gehörte Predigt nicht zur größeren Gewißheit geworden, im Gegentheil brachte der Prediger durch seine spitzfindigen und gelehrten Sätze und Hindeutungen auf andere Lehrer der protestantischen Kirche, wie auch durch Anspielungen auf unsere Kirche, mein Gemüth in eine solche innere Unruhe, daß ich statt erbaut zu werden und mein Gemüth hätte zu Gott erheben können, mich weltlichen Gedanken hingegeben sah, welche ich erst überwand, als ich mich zu Gott im Gebete wendete, und ihn bat, er möge den Priester und die Gemeinde erleuchten und beide zu der Wahrheit unserer Mutterkirche führen. Meine Freundin sagte, indem sie mich etwas befremdet ansah, es geht dir eben noch eine tiefere Schriftkenntniß ab, da euch eure Priester das Evangelium verschließen und euch nur so viel davon mittheilen, als nöthig ist, um euch für ihre hierarchischen Absichten zu bearbeiten und zu gängeln. Liebe Freundin! erwiderte ich, du urtheilest zu hart, lerne erst unsere Kirche genauer kennen, und du wirst finden, daß sie es ist, in welcher der Menschen beglückende Glaube an das Versöhnungswerk unseres Herrn Jesus Christus in seiner Reinheit und Lauterkeit erhalten ist und bleiben wird bis an das Ende der Tage, sie ist es, welche auf den Felsen gebaut ist und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." — „Kinder," rief plötzlich Emiliens

Mutter, „ihr seyd ja so in euer Gespräch vertieft, daß ihr das Trinken vergeßt, kommt, laßt uns auf das Wohl des Vaters anstoßen.“ Wir setzten uns nun an den Tisch der Eltern, nachdem die Gläser für das Wohl des Vaters und dann der Mutter zusammengeklungen waren, ergriff der Freund von Emiliens Vater das Glas und sagte: nun laßt uns aber diesen fröhlichen Tag nicht beschließen, ohne ihn für unser junges Paar zu einer freundlichen Erinnerung und gleich wichtigen Tag, wie den Geburtstag des Vaters, zu machen, denn wer würde es euch nicht ansehen, daß ihr euch lieb hättet, und was stünde diesem Liebhaben entgegen, wenn die beiden Eltern nichts dagegen haben, also um es nur kurz zu sagen, es lebe das junge Paar, es lebe hoch! Emilie wurde von einer dunklen Röthe überflogen, ich wußte im Augenblick nicht Worte zu finden, ich sah erst den Vater, dann die Mutter an, endlich sagte ich zögernd: verehrte Eltern Emiliens, darf ich es wagen, mich dieses Glückes würdig zu fühlen? — der Vater umarmte mich und legte die Hand Emiliens in die meinige, wir waren plötzlich zu den glücklichsten Menschen geworden. — Am anderen Tage erhielt ich einen Brief von J... in K., worin er mir schrieb, daß er sich sehr freue, mir mittheilen zu können, daß ich für jene vakante Lehrstelle nicht allein vorgeschlagen sey, sondern daß ich dieselbe auch jedenfalls erhalten werde, und sie im Verlaufe von zwei Monaten antreten solle, er hoffe mich bald in K. wieder zu sehen. Du kannst Dir vorstellen, wie erfreulich mir diese Nachricht war,

da sie so sehr mit den Wünschen, Emilie bald ganz die Meinige nennen zu dürfen, übereinstimmte; ich eilte deßhalb zu Emiliens Eltern, um ihnen diese Nachricht mitzutheilen und zugleich das Weitere mit ihnen über unsere nächste Zukunft zu verabreden. Ich brachte von nun an täglich mehrere Stunden im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern zu, und setzte unsere begonnenen Religionsgespräche mit Emilien fort, bei welchen ich fast immer den Ansichten der Geliebten beipflichten mußte, so daß ich, ich weiß selbst nicht wie, nach und nach zur Ansicht gelangte, daß die katholische Kirche in der That die berechtigte, die protestantische hingegen, die von der wahren Kirche abgefallene sey. Fast täglich besuchte ich die Messe, sie wurde mir immer von Neuem eine Quelle der innigsten Erbauung und des Glaubens, und als ich vorigen Sonntag wieder einmal einen protestantischen Gottesdienst beiwohnte, fühlte ich erst recht, wie richtig Emilie gegen ihre Freundin geurtheilt hatte, wenn sie in der dürren, gerippähnlichen Predigt, die mit rationalistischen Waffen den Rationalismus zu bekämpfen suchte, keine Erbauung, vielmehr eine Ablenkung vom Glauben finden konnte, wenn ihr die gleichgiltige, kalte Gemeinde, die weniger um des Gottesdienstes willen, als vielmehr weil es nun einmal so hergebrachte Sitte ist, am Sontag in die Kirche geht, ein niederdrückendes und unheimliches Gefühl verursachte. — Geht man zurück auf die Ursache der Kirchenspaltung, so muß man wohl zugeben, daß die Verdorbenheit der Geistlichkeit, daß die Verdumpfung des Volkes,

daß der Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, daß der Ablaß und der überhandgenommene Aberglaube hinlängliche Ursachen zu einer Reformation der Kirche geworden waren; aber man wird auch zugeben, daß eine solche Reformation innerhalb der Kirche selbst möglich war, wie sie es in der That auch innerhalb der katholischen Kirche geworden ist, ohne daß eine solche unselige Spaltung der Kirche nöthig gewesen wäre, wie diese durch die Starrköpfigkeit und die Selbstüberschätzung Luthers hervorgerufen wurde, durch welche die christliche Kirche dem Untergange nahe gebracht und unser Vaterland einem Kriege, einer inneren Zerrissenheit, und einer Schwäche und Erniedrigung übergeben wurde, dessen traurige Folgen bis heute noch nicht verwischt werden konnten. Denn gegen was kämpfte Luther an? gegen den Ablaß und gegen die mißbrauchte päpstliche Gewalt, war es nothwendig, daß er deßhalb eine Sekte stiftete, um seinen Namen als Sektirer zu verewigen?! Wahrlich wir hätten leichter noch ein Jahrhundert Ablaß bezahlt und Tezel predigen lassen, als daß wir uns ein Jahrhundert lang zerfleischten und der Spott der Fremden wurden, zuletzt aber in unserer protestantischen Bildung so weit gekommen sind, daß kaum noch ein Prediger gefunden wird, welcher den Glauben der Väter bewahrt hat; wie soll aber dann noch Glauben bei dem Volke gefunden werden, wenn die Prediger selbst auf den Kanzeln die Wunder auf natürliche Weise zu erklären suchen, wenn es Universitätslehrer der protestantischen Kiche wagen, den zukünftigen Lehrern

der Religion den Heiligen Gottes als einen Taschenspieler hinzustellen, und mit Achselzucken über die Wahrhaftigkeit der Evangelien zu reden. Entweder existirt eine evangelische Kirche und dann wird sie ihren Grund vor der Vernünftelei einzelner zu wahren wissen, und diejenigen, welche ihn untergraben und zugleich dieser Kirche dienen wollen, aus der Kirche verweisen, oder sie existirt nicht, und sie läßt dann jeden treiben, lehren und thun, was ihm nach eigenem Gutdünken beliebt, gerade wie es Luther begonnen hat. Ich aber, nachdem ich zur Ueberzeugung der Wahrheit gelangt bin, kann hinfort nicht mehr einer Kirche angehören, welche, ob sie sich gleich eine Kirche nennt, doch keine solche ist; denn nur jene kann eine christliche Kirche genannt werden, die auch den christlichen Glauben zu schützen weiß, jene aber, welche dieses nicht thut, sey es aus Schwäche, sey es aus Abgefallenheit vom Glauben, ist keine Kirche mehr. Daß die katholische Kirche bis heute den wahren Glauben, daß Christus der Sohn Gottes sey, durch welchen die Menschheit erlöst und vor Gott gerechtfertigt worden sey, bei den Dienern der Kirche, wie bei deren Gliedern zu erhalten und zu schützen wußte, wird jeder zugeben, denn vereinzelte Fälle können der Kirche und ihrer Obhut nicht zu Last gelegt werden; wie im Gegentheil behauptet werden muß, daß in der protestantischen Kirche der Unglaube bei ihren Dienern und Gliedern allgemein ist, und einzelne Fälle von gläubigen Dienern und Gliedern derselben, den in ihr allgemein eingerissenen Unglauben nicht aufheben. Was man etwa der ka-

tholischen Kirche von unserer Seite aus vorwirft, als ob die Abendmahlslehre, als ob die Entziehung des Kelchs, als ob die Anbetung der Marie und der Heiligen, als ob das Cölibat schriftwidrig wären, so stelle ich an Dich die Frage, ob Luther bei seinem Auftreten gegen diese Dinge angekämpft habe; und Du wirst mit Nein antworten müssen. Wenn man übrigens diese so oft von Protestanten angefochtenen Irrlehren (wie sie es nennen) der katholischen Kirche näher betrachtet, so findet man, daß von protestantischer Seite diese Dinge nur als ein Schild gebraucht worden sind, um sich unter diesem als Sektirer verstecken zu können. Ich hatte vor einigen Tagen im Hause meiner Schwiegereltern Gelegenheit mit einem jungen katholischen Geistlichen über diese Dinge zu sprechen und ich bin erstaunt, mit welcher Klarheit er mir bewieß, daß die Entziehung des Kelchs für den Laien keine Beeinträchtigung der Worte der Schrift enthalte. Der Mariendienst ist, wenn man ihr Verhältniß zu dem Gottgeborenen betrachtet, nichts weniger als schriftwidrig, und das Cölibat hat namentlich in den Aussprüchen des Apostels Paulus eine so tiefe Begründung und einen so außerordentlichen Einfluß auf den festen Bestand der Kirche, daß es nur als eine höchst wohlthätige und nothwendige Anordnung der Kirche erscheint. Ich gehe deßhalb im Ernste mit mir zu Rathe, nun, nachdem ich mit voller Gewißheit und Ueberzeugung die Wahrheit ergriffen habe, der katholischen Kirche anzugehören, denn nach meiner jetzigen Ueberzeugung habe ich bisher keiner Kirche

angehört, da ich die sogenannte protestantische Kirche für keine solche mehr halten kann. Damit Du aber nicht etwa meinst, als ob ich leichtsinnig und voreilig einen so wichtigen Schritt thun werde, so hoffe ich Dir in einem folgenden Briefe meine Ueberzeugung und meine Gründe für jenen noch bestimmter auseinander zu setzen, so daß Du kaum im Stande seyn wirst, meine Ueberzeugung zu widerlegen oder mich in meinem Vorhaben wankend zu machen. Im Glauben sind wir einig, für die Kirche aber hoffe ich Dich noch zu gewinnen. Lebe wohl, es umarmt Dich

Dein

Hermann.

L... den 15. Dezember 1828.

Lieber Hermann!

Du erscheinst mir wie der Steuermann eines bei einem Sturme auf hoher See sich befindenden Schiffes, welcher glaubt, den Leuchtthurm am Eingange des Hafens, in dem er vor der Gewalt des Sturmes sich zu bergen hofft, zu sehen; aber Geliebter! jenes Licht, welches Dir in der Nacht Deines Unglaubens und den damit verbundenen Seelensturm leuchtete, ist nicht das Licht vom Leuchtthurme des rettenden Hafens, sondern von jenem des fürchterlichen Felsens, um den Schiffenden als ein Warnungszeichen zu dienen vor den gefährlichen Untiefen, in welchen schon hunderte von Schiffen zu Grunde giengen. O Geliebter! kämpfe lieber mit dem Sturme und

fliehe das verrätherische Licht, in dessen Nähe nur Dein Untergang gewiß ist, es ist besser im ehrlichen Kampfe gegen den Unglauben auszuhalten, als sich in die Strudel des Wahns zu begeben und sich, indem man in diesem untergeht, für geretttet zu halten. Du hast mir immer erlaubt, mich unverhohlen und offen gegen Dich auszusprechen, wie es zwischen Freunden nöthig ist, die sich gegenseitig zu stützen suchen, um auf dem schmalen Pfade einzugehen in die enge Pforte der Wahrheit. Du wirst mir auch diesesmal erlauben, Deine neuen Ansichten zu bekämpfen, denn, nimm mir es nicht übel, wenn Deine frühere Verirrung zum Unglauben sich auf eine klare Verstandesüberzeugung gründete, so ist Deine jetzige Verirrung eine unreinere, sie ist aus der Leidenschaft, aus der Liebe zu einem Mädchen entsprungen. Jene Kämpfe, welche aus der Vernunft entspringen, haben wir alle durchzumachen, denn nur durch die Wiedergeburt des Geistes gelangen wir zur höheren Wahrheit, zur Einsicht und zur Ueberzeugung jener Wahrheit, welche über den Folgerungen und Schlüssen unserer natürlichen Vernunft steht. Wir gleichen dem Nikodemus, wir verstehen die einfache Rede des Herrn nicht und antworten eben so unklug, wie jener auf dessen Rede. Es sey denn, daß jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen? „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist, kann er auch wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden.“ Wir hören das Sausen des Windes wohl, aber mit all unserem Wissen und kategorischen Im-

perativen können wir nicht zur Einsicht gelangen von wannen der Wind kommt und wohin er fährt. Du wußtest die an Dein Herz dringende Wahrheit von der Versöhnung mit Gott durch Christus zurückzuweisen; denn das Gewissen Deiner Vernunft erlaubte Dir ja nicht anzunehmen, daß Gott durch das Blut seines Sohnes versöhnt werden könne, es erschien Dir unmöglich, daß Gott durch einen Menschen Wunder wirken könne, welche von dem gewöhnlichen Gange der Natur abzuweichen scheinen; nun auf einmal wirkt in Dir der Anblick Deiner betenden Geliebten die plötzliche Umwandlung, welche so weit geht, daß Du die theure Frucht, welche unsere Väter mit ihrem Blute erkämpft haben, daß Du das heilige Kleinod unserer Kirche, zu streiten gegen Alles, was wider die Schrift ist, leichtsinnig hinwegwirfst, weil ein schönes Mädchengesicht Deine Augen geblendet, weil eine sanfte Musik Deine Ohren eingenommen, weil der Weihrauchdampf der katholischen Messe Dir in die Nase gestiegen ist, und dieses Alles, diesen neuen, auf die Anregung Deiner Sinne gegründeten Glauben, hältst Du nun für den wahren Glauben, und willst den Glauben Deiner Väter abschwören! Nein Hermann! dieses kann nicht möglich seyn; von den Abwegen, auf welche Du durch Deine Vernunft und durch das Gewissen Deiner Vernunft, durch das aufrichtige Streben nach Wahrheit gekommen warst, von diesen Abirrungen mußtest Du nach meiner innigen und festen Ueberzeugung von selbst wieder zurückkommen, aber nie hätte ich glauben können, daß Du

so schnell Deine Vernunft besiegen, Dein Gewissen hättest überwinden können, wenn es nicht eine bekannte Erfahrung wäre, daß die Leidenschaft auch die besten Grundsätze zu nichte macht. Mögen meine Worte nicht vergeblich seyn, möge der Herr Dich erleuchten, noch bevor es zu spät ist, und der Nebel Deiner Sinne, welcher Dich jetzt umlagert, wieder zerronnen ist, und Dir Dein Vorhaben in seiner ganzen Blöße erscheinen läßt, und Dir das aufwachende Gewissen den Rand des Abgrundes zeigt, an welchem Du angekommen bist; Gott verhüte es, daß Dich dann nicht der Schwindel ergreift und Dich in jenen Abgrund hinabzieht, welchem Du Dich jetzt unbewußt genähert hast. In diesem Falle ist das Messer des Arztes nothwendig, daß er die Eiterbeule aufschneide, bevor die Entzündung um sich greife und dadurch das ganze Glied verloren werde; hier ist es nothwendig, daß Du in Dein Inneres einkehrest und Dich fragst: ob Dein neuer Glaube nicht etwa nur Täuschung der Sinne ist, auf welcher Täuschung überhaupt der Glaube der katholischen Kirche ruht, aber diese Täuschung der Sinne verschmäht unsere Kirche. Das Haupt unserer Kirche ist der Herr, der Sohn des Allerhöchsten, welcher uns versöhnt hat mit Gott und hinweggenommen unsere Sünde durch seinen bittern Tod am Kreuze; der Herr ist aber nur einmal gestorben, und hat sich nur einmal für die Sünde der Welt geopfert, in der Messe aber wird sein Leib täglich geopfert; die Messe widerspricht allen Lehren des Evangeliums, denn wo findet sich auch nur eine Silbe im neuen Testamente,

daß man Brod und Wein anbeten solle, im Gegentheil steht dem Meßopfer der ganze Ernst des Gebotes „Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen" ꝛc. schnurstracks entgegen und stellt dieses mit unter den Götzendienst. Wir sollen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, aber nicht durch irgend ein irdisches Bild oder Gleichniß verehren wollen, denn dadurch verfallen wir in das Heidenthum; die Messe ist nichts anderes, als ein heidnischer Rückstand in der römischen Kirche, welchen sie aus dem Boden, aus dem sie hervorgewachsen ist, in sich aufgenommen hat, die evangelische Kirche hat sie deßhalb verworfen. — Die evangelische Kirche bedarf keiner Reizung der Sinne, um dadurch Gott zu dienen, denn der Sinnenreiz mag wohl dunkle Gefühle von Andacht erwecken, er wird aber nie fähig seyn, eine wahre Herzensänderung oder eine ernstliche Reue über unsere Vergehungen hervorzubringen, im Gegentheil wird dieser Sinnenreiz unser Gewissen einschläfern, und uns statt wahrhaft besser und heiliger zu machen, nur um so tiefer in die Sünde hineinführen. Auch ich bin der Meinung, daß alle Künste in der Religion ihren Gipfelpunkt erreichen müssen, was kann es Erhabeneres geben als den gothischen Kirchenbaustyl, was Herrlicheres als die Gemälde Rafaels, welche höhere Musik als die Oratorien Bachs und Händels; die Künste sind die Dienerinen der Religion, und es mag seyn, daß der Vorwurf welchen man der protestantischen Kirche macht, „sie vernachläßige die Kunst," nicht ganz unbegründet sey, aber die Künste

sollen nie die Religion selbst werden; außerdem verfallen wir in Abgötterei; denn die wahre Christus-Religion besteht nicht darin, daß wir in feinen sinnlichen Genüssen schwelgen, sondern daß wir mit vollem Ernste in der Furcht Gottes unser Seelenheil suchen und ringen nach dem Ziele der Versöhnung mit Gott durch Christus. Ich bitte Dich Freund, gehe einmal mit ruhigem Gemüthe, und ohne daß Dir dabei das Bild Deiner Geliebten vorschwebt, in eine katholische Kirche, und sehe wie die Andächtigen vor den Bildern knieen, und ihre Gebete zu der bemalten Leinwand richten und darüber den, welchem die Ehre allein gebührt, vergessen, und Du wirst, wie mir es ergangen ist, als ich einer Messe beigewohnt hatte, eher das Gefühl in Dir erwachen fühlen, welches sich des vom Berge herabsteigenden Moses bemächtigte, als er sein Volk vor dem goldnen Kalbe knieen sah. Die Freundin Deiner Geliebten hatte ganz recht, als sie glaubte, Emilie wäre durch die evangelische Predigt von der Wahrheit berührt worden, denn die Wahrheit ist freilich nicht so angenehm zu hören, als eine schöne Musik; aber diejenigen welche letztere vorziehen, werden auch nie die erstere erlangen; und über der Musik das einem Christen vorgesteckte Ziel nie erreichen. Der Katholicismus erscheint Dir jetzt vom magischen Lichte Deiner Leidenschaft beschienen, und Deine Kirche, deren Würde und Erhabenheit Du freilich nach Deinem eigenen Geständniß nie zu schätzen wußtest, ist für Dich dadurch noch mehr in Schatten gestellt, ich hoffe aber zu Gott, daß auch

für Dich noch die Stunde der Einsicht schlagen werde, und daß Du dann jene Vorwürfe welche Du in Deinem letzten Briefe unserer Kirche machtest, bitter bereuen werdest. Unsere Kirche hat das Evangelium zu ihrem festen und unerschütterlichen Grunde, sie hat es nicht nöthig mit äußeren Prunk und Flitter, oder mit auf die Bestechung der Sinne gegründeten Ceremonien ihre Wahrheit geltend zu machen, eben so wenig wie sie es für nothwendig hält sich die alleinseligmachende Kirche zu nennen, denn sie ist gegründet auf den von den Bauleuten verworfenen Eckstein, von welchem es heißt: „Es ist in keinem anderen Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“ In der römischen Kirche aber ist der Herr Jesus neben hinausgeschoben, man wendet sich zu seiner leiblichen Mutter, und zu hunderten von Heiligen und bittet diese um ihre Fürsprache, als ob wir uns nicht selbst an Gott wenden könnten. Wie ist es möglich lieber Hermann, daß Du solchen von der Wahrheit entfernt liegenden Thatsachen das Wort reden magst, solchen Thatsachen welche so sehr im Widerspruche mit dem Evangelium stehen. Vom Unglauben ist nur ein kleiner Schritt zum schrecklichsten Aberglauben, den alle Extreme berühren sich, und so wird Dir's natürlich auch leicht mit der römischen Abendmahlslehre Dich zu befreunden, Du findest gar nichts Anstößiges in der Verwandlung der Hostie in wirkliches Fleisch und Blut, welche Verwandlung allerdings auch in ihrer Consequenz zur Versagung

des Kelchs für die Laien führte. Du bist im Irrthume wenn Du meinst, Luther habe mit seinen Worten „in, mit und unter" dem Brod und dem Wein genießen wir den Leib und das Blut des Herrn etwas erklären wollen, er wollte hiermit die Gewißheit der Gegenwart des Herrn im Abendmahl aussprechen, um die evangelische Lehre sowohl gegen jene zu verwahren, welche eine fleischliche Verwandlung der Hostie annehmen, und die geweihte Hostie als eine veränderte Substanz betrachten, wie auch gegen die Anderen, welche das Abendmahl nur als eine Erinnerungsfeier und Brod und Wein nur als Zeichen für seine Erinnerung anerkennen. Ja Du unternimmst es sogar dem Cölibat das Wort zu reden, eine Einrichtung, welche so ganz dem klaren Schriftwort widerspricht, wie es im 1sten Briefe Pauli an Timotheus heißt: „ein Bischof soll unsträflich seyn, eines Weibes Mann" ꝛc. und eine Einrichtung zu loben, von welcher die unseligsten und schrecklichsten Folgen für das Menschengeschlecht erwachsen sind; denn Viele werden mit mir überzeugt seyn, daß dadurch nicht allein die scheußlichsten und naturwidrigsten Laster unter dem Priesterstande hervorgerufen wurden, sondern daß aus dem unehelichen Leben verhärtete Bösewichter hervorgingen, welche die Inquisition ins Leben zu rufen vermochten, eine Anstalt, die es sich zur Aufgabe machte unter dem Deckmantel der christlichen Liebe Thaten zu verüben, wie sie nur vom Scharfsinne eingefleischter Teufel erdacht und ausgeübt werden konnten. Oder sollte Dir die Geschichte

der Inquisition, sollte Dir die Geschichte der Jesuiten, sollte Dir der Kampf der Niederlande gegen Spanien, sollte Dir der Druck und die Verfolgung der Protestanten in Frankreich und Deutschland aus dem Gedächtnisse entschwunden seyn? — Sie sind es nicht, denn wer könnte so Etwas vergessen! aber das Bild Deiner Geliebten hat sich vor alle diese Thaten der römischen Kirche gestellt, und läßt Dich diese Thaten nun sogar mit einem heiligen Scheine umgeben erblicken; aber hüte Dich Freund, daß Du nicht betrogen werdest, denn um eine Seele in das Netz der römischen Kirche zu ziehen, hat man noch kostbarere Lockspeisen als ein schönes Mädchen an die Angel geheftet. — Ich werde bitter, Freund, aber wer sollte es nicht werden, wenn das theuerste Gut was wir besitzen, auf welches wir stolz sind, und welches uns zu entreißen keine Macht der Erde im Stande ist, nämlich die evangelische Wahrheit, mit Gleichgiltigkeit betrachtet, ja mit Verachtung von solchen von sich gestoßen wird, die an den Brüsten unserer Kirche gelegen und durch ihre Milch groß gezogen worden sind. O Freund, wie schmerzlich hat mich der Schluß Deines Briefes berührt, denn ich sehe nun wie schwankend jene sind, welche sich von der Wahrheit entfernt und sich überredet haben ihre Vernunft und die Stimme ihres Gewissens habe sie zur Verleugnung der christlichen Wahrheit getrieben, nein! nicht diese waren es, welche Dich unter die Fahnen des Unglaubens und des Naturalismus gerufen haben, nicht die Stimme der Vernunft und

des Gewissens waren es, die Dich an der evangelischen Wahrheit zweifeln machten, es war, ich möchte einen weniger verletzenden Ausdruck dafür finden, und doch steht mir keiner zu Gebote, es war der Eigendünkel des sich blähenden Verstandes, der Dich der Wahrheit entfremdete; und die Leidenschaft und Sinnlichkeit ist es jetzt, die Dich an den entgegengesetzten Pol des Unglaubens, an den des Wahns und des Irrthums getrieben hat. Heute spreche ich nicht blos als warnender Freund zu Dir, heute erfordert es die Heiligkeit meines Berufs als evangelischer Prediger Dir die Gefahr zu zeigen, in welche Du Dich begeben hast, die Du kaum zu ahnen scheinst, weil Dich die Leidenschaft in ihren Strudel gezogen hat; darum Freund muß ich das schwere Wort aussprechen, wehe denen, die mit dem Heiligen ihren Spott treiben! Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Du stehst an einem gefährlichen Abgrund, hüte Dich, daß Dich nicht der Schwindel ergreife und Dich hinabziehe. Freund, das Leben ist ernst! und die Spanne Zeit ist kostbar, denn von ihr hängt eine Ewigkeit ab. Noch kannst Du zurückkehren, noch ist die Brücke nicht hinter Dir abgebrochen, kehre zurück Hermann ehe denn es zu späte ist. O, möchte der allbarmherzige Gott meine Worte segnen, daß sie zu Deinem Heile würden, daß sie Dir die Abwege zeigten, auf welche Du gerathen bist, möge er Dich erleuchten mit seinem heiligen Geiste, damit Du in seine Arme zurückkehrest, wie der verlorne Sohn, und wieder glücklich werdest im Vater-

hause. Ich hoffe es, der allgütige Vater unseres Herrn Jesus möge mein Gebet erhören, er möge Dich zu sich ziehen, damit wir Brüder bleiben in seiner Liebe, und uns erfreuen seiner unendlichen Gnade, welche nie von uns weichen möge.

Dein

Wilhelm S.

M... den 23. Februar 1829.

Lieber Wilhelm!

Nochmals muß ich Dir zurufen „Du hattest Recht," ach! und ich muß hinzusetzen, hätte ich Deiner Mahnstimme gefolgt! So fühle ich schon den Fluch, der auf die kommt die mit dem Heiligen spielen. Mein Inneres ist leer und öde, nirgends finde ich Ruhe, vielleicht daß sie mir wird, wenn ich mein Herz gegen Dich ausschütte. — Ach! Wilhelm, ich bin betrogen und — habe betrogen. — Ja Du hattest Recht, als Du sagtest „man habe noch kostbarere Lockspeisen als ein schönes Mädchen an die Angel geheftet um eine Seele in das Netz der römischen Kirche zu ziehen." — Es ist lange her, daß ich Dir nicht geschrieben habe, und ich habe in dieser Zeit Vieles erfahren und noch mehr gelitten; ich möchte ganz darüber schweigen und die Wunde nicht von Neuem aufreißen, aber vielleicht heilt sie dann eher, vielleicht geht sie auch in Brand über und zerstört

ein Leben, welches keinen Werth mehr für mich hat. Die Sünde ist der Leute Verderben — dieser Satz ist wahr — ich habe dessen Wahrheit erfahren — leider kann ich zu keiner anderen Wahrheit gelangen. Warum schreibe ich an Dich, wird mir dadurch geholfen — oder wirst Du dadurch erfreut, an jenem verzweifle ich und dieses ist nicht möglich, ich thäte besser ich schwiege, und doch finde ich einigen Trost im Schreiben. Du bist die einzige Seele, an die ich mich noch wenden kann, habe Nachsicht mit Deinem Freunde, und vergieb mir wenn ich Deinen Frieden störe, ja Deinen Frieden, o, hätte ich auch Frieden, aber er wird mir nirgends werden, als im Grab — doch es sey; aber beurtheile mich nicht zu hart.

Kurz darauf, als ich meinen Brief im November an Dich abgesendet hatte, kam jener junge katholische Geistliche, welchen ich im Hause von Emiliens Eltern kennen gelernt hatte, zu mir und machte mit mir einen Spaziergang, er sprach dabei so warm, so überzeugend von der Wahrheit der römischen Kirche, er suchte alle meine Einwendungen dagegen, die damals schon, wie Du aus meinem vorher geschriebenen Briefe schließen mußtest, nur sehr schwach seyn konnten, mit treffenden Gründen zu widerlegen, so daß ich mich von seiner hinreißenden Beredsamkeit weit überflügelt sah, und ihm zuletzt eingestand, daß ich überzeugt sey, daß nur in der römischen Kirche das wahre Heil zu finden sey. Von jenem Tage an, machten wir täglich Spaziergänge zusammen, und die Abende brachte ich bei Emilien zu, welche jedoch seltener mit

mir über Religion sprach, nur einmal lenkte Emiliens Mutter, während der Abwesenheit Emiliens, das Gespräch auf die Erziehung der Kinder in gemischten Ehen, und erzählte mehrere Beispiele, wie unglücklich viele Familien dadurch geworden seyen, daß die Kinder in zwei verschiedenen Glaubensbekenntnissen erzogen würden, wie sehr dadurch der Friede in den Familien gestört würde, und wie nothwendig es zum dauernden Glücke einer Familie wäre, daß die Kinder nur in dem Glauben der Mutter erzogen würden, da dieser außerdem bei der Erziehung der Kinder ein großes Hinderniß bereitet werde, und es doch zunächst die Aufgabe der Mutter sey, in dem zarten Herzen der Kinder die ersten Keime der Religion zu entwickeln; ich gab dieses gerne zu, da mir jene aufgeführten Beispiele von Familien-Unglück bei verschiedenen Glaubensbekenntnissen selbst bekannt geworden waren, und fügte nur hinzu, daß es dann überhaupt nothwendig wäre, daß man die Kinder von gemischten Ehen immer in dem Religionsbekenntniß der Mutter erziehen sollte, welches Argument Emiliens Mutter jedoch nicht gelten lassen mochte, indem sie das Verhältniß hochgestellter Familien in Betracht zog, und dann auf das daraus entspringende Mißverhältniß folgerte, welches entstehen würde, wenn meine Ansicht als giltig angenommen werden müsse. Einige Tage später, als mich eben der junge Priester, mit welchem ich nun den vertrautesten Freundschaftsbund geschlossen hatte, zum Spaziergang abholen wollte, erhielt ich einen Brief von J... in K., in

welchem er mich dringend ersuchte, daß ich doch sogleich nach K. abreisen möchte, da es nothwendig wäre, daß ich an der Schule als Lehrer eintrete, zugleich bemerkte er, es würde mir wohl nicht unangenehm seyn, auch den Religions-Unterricht mit zu übernehmen, da ich doch eigentlich Theologie studirt habe, und es die Umstände mit sich brächten, daß von dem neuen Lehrer auch der Religionsunterricht in meiner und der nächst höhern Klasse ertheilt würde. Ich war durch den Brief bestürzt worden, mein neuer Freund mochte mir dieses anmerken und sagte deßhalb, „sie scheinen eine unangenehme Nachricht erhalten zu haben?" „angenehm und unangenehm, wie man eben will, lesen sie selbst," erwiderte ich. Mein neuer Freund überflog den Brief schnell, er schien über etwas nachzudenken, und sagte, nun kommen sie, lassen sie uns auf dem Spaziergang diesen Gegenstand näher erwägen. Er eröffnete mir nun, nachdem er bemerkt habe, daß ich von der Wahrheit der katholischen Kirche, ergriffen zu seyn scheine, wie ich ihm dieses ja selbst unaufgefordert bekannt hätte, er auch sogleich daran gedacht habe, mir im Falle ich mich nun auch offen zu dieser Kirche bekennen würde, eine passende Stellung zu verschaffen, um so mehr, da es mein Verhältniß mit Emilien nothwendig mache, daß ich eine feste Stellung erhalte; er habe deßhalb auch mit einem seiner Vorgesetzten darüber gesprochen, und er könne mir die Versicherung geben, daß mir sogleich nach abgelegten öffentlichem Bekenntniß zu der alleinseligmachenden Kirche, eine Professur der lateinischen und

griechischen Sprache an dem Lyceum in *** übertragen werden würde. Ich war darüber nicht wenig erstaunt und bat ihn um Bedenkzeit, da ein so wichtiger Schritt eine reifliche Ueberlegung erheische, wenn mich auch, wie ich hinzufügte, der Gedanke zu einem Uebertritt in die katholische Kirche schon länger beschäftigt habe. Den Abend brachte ich wieder wie gewöhnlich, im Hause von Emiliens Eltern zu, doch war ich zerstreut, und es gab sich eine gewisse Zurückhaltung von Seite der Familie kund, und selbst Emilie erschien mir nicht so hingebend und freundlich wie gewöhnlich. Es ist eine eigene Sache, um einen außerordentlichen Schritt, wir spielen damit, wie mit einem Gedanken, und wenn nun auf einmal die Entscheidung heranrückt, treten alle bewegende Kräfte für und dagegen wie in einem Punkte zusammen, und suchen sich gegenseitig zu bekämpfen. Ich war dadurch nun in eine solche innere Aufregung versetzt worden, ich blickte zurück und fragte mich, wie ich nur eigentlich auf den Gedanken gekommen war, meine Kirche zu verlassen und in die Gemeinschaft der katholischen Kirche einzutreten; alle Gründe für Letzteres erschienen mir nun so schwankend, ich fand in dem Benehmen meines neuen Freundes eine gewisse Zudringlichkeit, eine Absicht. Emilien wagte ich kaum in den Kreis meiner Selbstschau zu ziehen, und doch war mir auch ihr Benehmen etwas auffallend. Ich gieng an jenem Tag nicht in die Messe und konnte mich auch nicht überwinden, am Abend Emilien einen Besuch abzustatten, vergeblich versuchte ich ein=

zuschlafen, endlich nachdem ich die Nacht unter dem schrecklichsten Unbehagen durchwacht hatte, verfiel ich am Morgen in einen mit den qualvollsten Träumen erfüllten Schlaf, und erwachte mit einer innern Unruhe, wie ich sie noch nie empfunden hatte. Als ich am Mittag vom Fenster aus den jungen Priester auf der Straße zu mir kommen sah, verriegelte ich meine Thüre, um ihn nicht zu begegnen, und am Abend konnte ich mich nicht überwinden zu Emilien zu gehen. Am dritten Tage hatte sich der innere Sturm etwas gelegt, ohne daß ich jedoch nur im Entferntesten irgend einen Entschluß gefaßt hatte, ich war vollkommen gedankenlos geworden, endlich am Abend ermannte ich mich und gieng zögernden Schrittes zu Emilien. Man empfing mich kälter als gewöhnlich, Emilie war zurückhaltend, die Unterhaltung stockte, oder kam vielmehr nie in Fluß, es war als ob ein drohendes Gespenst zwischen uns getreten sey, und wir schieden viel früher als gewöhnlich mit erzwungener Heiterkeit. Ich durchwachte wieder den größeren Theil der Nacht, und am Morgen fühlte ich mich so angegriffen, daß ich nicht aufstehen konnte, denn ich muß bemerken, daß ich seit einigen Tagen fast keine Nahrung zu mir genommen hatte; ich ersuchte meine Hauswirthin, Niemand zu mir zu lassen, und verschloß meine Thüre. So trieb ich es noch mehrere Tage, als mir Dein Brief überbracht wurde, der mich nun auf einmal wieder zu einem bestimmten Gedanken brachte, und mich die Thorheit meines Unternehmens fühlen ließ. Ich fühlte ein Bedürfniß nach Speise, aß mit Appetitt,

machte hierauf einen tüchtigen Spaziergang, und kam ganz erfrischt und gestärkt wieder nach Hause, so daß die letzten acht Tage wie ein schwerer Traum hinter mir lagen. Da fiel mein Blick auf den auf meinem Schreibtisch liegenden Brief meines Freundes, ich fühlte, daß es nothwendig sey, ihm eine Antwort zu geben, da er so dringend geschrieben hatte. Ich besann mich nun nicht lange und schrieb ihm, daß ich nun wohl diese Stelle nicht annehmen könne, da ich mich nicht entschließen könne, auch Religions-Unterricht zu ertheilen, indem ich mich nun einmal nicht mit diesem Unterrichte befassen wolle, weil ich mich lediglich der Philologie zugewendet habe; in einigen Wochen würde ich ihm wieder schreiben, da ich durch Unwohlsein verhindert gewesen wäre, seinen so dringlichen und gütigen Brief sogleich zu beantworten. Ich hatte kaum den Brief an J... vollendet, als es anklopfte und der junge Priester hereintrat. Hoffentlich sind sie wieder ganz wohl, sagte er, wir waren sehr um sie besorgt, sie möchten ernstlich erkrankt seyn, zumal sie Niemand vor sich lassen wollten und ich ihnen doch so gerne meine Theilnahme kund gegeben, wie meine Dienste angeboten hätte, auch ihre Fräulein Braut war in großer Sorge um sie, da sie ihnen schon bei ihrem letzten Besuche angesehen hatte, daß sie sich nicht wohl befinden; doch ihr Aussehen ist heute so gut, daß sie gewiß wieder ganz genesen sind. Ich bejahte es und bemerkte, daß es mir leid wäre, heute keinen Spaziergang mit ihm machen zu können, da ich noch einige nöthige Briefe zu schreiben habe.

Der junge Priester entfernte sich wieder, ich trug meinen Brief auf die Post und auf dem Rückweg besuchte ich Emilien. Sie kam mir freudig entgegen, gab ihr Beileid so herzlich zu erkennen, daß wenigstens zwischen uns keine Spannung mehr obzuwalten schien, ihre Mutter schien jedoch eine gewisse Gereiztheit nicht ganz unterdrücken zu können; als ich mich verabschieden wollte, sagte sie: „nun Herr Schwiegersohn, man kann ihnen wohl zum Professor gratuliren," ich wurde dadurch nicht wenig verlegen. „in wie ferne?" erwiderte ich, „ich habe meinem Freunde geschrieben, daß ich noch zu keinem festen Entschlusse gekommen sey!" „Nicht doch," erwiderte Emiliens Mutter, „ich meine zum Professor am Lyceum in ***;" „das steht noch im weiteren Felde," erwiderte ich trocken, und ich bemerkte, wie Emilie erbleichte und ihre Mutter darüber verlegen wurde, es hatte sich die frühere Kälte wieder eingeschlichen, und ich verabschiedete mich mit gezwungener Herzlichkeit. Den andern Tag blieb ich wieder zu Hause, ich war nun wohl wieder zu mir selbst gekommen, aber es hatte sich meiner eine so trübe Stimmung und eine solche innere Unbehaglichkeit bemeistert, daß es mir nicht möglich war, irgend eine Arbeit vorzunehmen, so daß ich am Abend, um der lästigen innern Leerheit zu entgehen, meine Zuflucht zum Theater nahm, wo man gerade Schillers Trauerspiel „Kabale und Liebe" gab. Dadurch wurde ein neuer Sturm in meinem Innern heraufbeschworen, und ich durchwachte wieder eine qualvolle Nacht; ich war fast wieder auf denselben Punkt der innern Un-

ruhe zurückgeschleudert, wie vor vierzehn Tagen. Am Mittag kam der junge Priester, ich konnte demselben unmöglich freundlich begegnen, denn er erschien mir wie ein böser Dämon, welcher mein Glück zerstört hatte und sich auch zwischen mich und Emilien stellen wollte; ich sagte ihm deßhalb meine Meinung rund heraus, indem ich ihm bemerkte, daß ich mich allerdings einige Zeit im Schwanken befunden habe, daß ich im Begriffe gewesen wäre, eine große Thorheit zu begehen, daß ich aber jetzt diese Thorheit eingesehen habe und fest an meiner Kirche halten werde. Er sah mich mit großen Augen an, als ob ihm etwas ganz Unerwartetes mitgetheilt worden wäre, dann sagte er: „nun so habe ich mich leider in ihnen getäuscht, denn ich hatte gehofft, daß sie einmal eine Säule für unsere heilige und unverfälschte Kirche werden würden, aber ich bitte sie es wohl zu überlegen, denn sie treten dadurch nicht allein ihr Glück mit Füßen, sie stellen ihr Seelenheil in Frage, sondern sie machen dadurch auch eine ihnen sehr nahe stehende und werthe Person unglücklich, welche nur in der Hoffnung, daß sie ihren Glauben theilen würden, die Ihrige werden konnte." Unsere Liebe, erwiderte ich, hat nichts mit der Confession zu schaffen, denn Emilie hat dem Protestanten die Hand gereicht, und Emilie wird dem Protestanten auch ihr Wort zu halten wissen, ihnen aber danke ich für die viele Mühe, welche sie sich gegeben haben, um mich zu ihrer Kirche zu bekehren und mich glücklich zu machen; vielleicht würde ich jedoch glücklicher gewesen seyn, wenn mir

nie die Ehre ihrer Bekanntschaft zu Theil geworden wäre; er erwiderte nichts darauf, sondern empfahl sich sogleich kalt und höflich. Ich wollte aber nun, nachdem mein besseres Selbst wieder erwacht war, auch gegen Emilien keine zweideutige Rolle mehr spielen, und eilte, nachdem ich einige Besorgungen ausgeführt hatte, zu ihr, um ihr ein offenes Bekenntniß über mein jüngst vergangenes Betragen abzulegen. Eben als ich an das Haus von Emiliens Eltern gekommen war, trat der junge Priester heraus und grüßte mich mit einem freundlichen, fast triumphirenden Lächeln, was mir das Herz zusammenschnürte, so daß ich etwas gepreßt die Treppe hinaufstieg. Ich klopfte an, man sagte nicht herein, ich trat in das Zimmer, man that als ob man mich kaum bemerkte, die Mutter Emiliens stand nicht auf, Emilie saß in der Ecke und hatte sich eben die verweinten Augen ausgewischt, ich gieng zu ihr und wollte ihr die Hand reichen, sie zog die ihrige zurück. Ich rückte mir einen Stuhl zu ihr, und sagte nun: Emilie was fehlt ihnen? Sie seufzte und sah nach der Mutter, diese blickte mich an, und sagte scharf: Herr S., es thut mir leid ihnen sagen zu müssen, daß wir ihnen eigentlich nur unter der Bedingung die Hand unserer Tochter zugesagt hatten, weil wir ihre Aeußerung, daß sie zu unserer heiligen katholischen Kirche übertreten würden, für wahr hielten; auch meine Tochter hat ihnen nur unter dieser Bedingung ihr Jawort gegeben, da sie nun selbst vor einer Stunde dem Herrn Priester M. die Erklärung gemacht

haben, daß sie nicht mehr gesonnen seyen, zu unserer heiligen katholischen Kirche überzutreten, so lößt sich dadurch dieses Verhältniß von selbst. Ich war wie niedergedonnert, denn darauf war ich doch nicht gefaßt, endlich sagte ich: Emilie, sie sollen entscheiden, denn ich weiß, sie lieben die Wahrheit, beantworten sie mir die Frage: „haben sie mir ihre Hand nur unter dem Vorbehalt, daß ich zur römischen Kirche übertrete, gegeben, mit Ja oder Nein," sie sah ihre Mutter flehend an, „nun, so antworte doch," sagte ihre Mutter — ein fürchterlicher Kampf schien in ihrem Innern vorzugehen, nun so antworte doch ja, wiederholte die Mutter, ja, lispelte sie kaum hörbar, und dann seufzte sie tief und fuhr fort: „doch Mutter, ich muß die Wahrheit sagen, nein, aber ich bitte sie Herr B. verlassen sie uns," sie winkte mir mit der Hand, sie wankte zu ihrer Mutter und verbarg schluchzend ihr Haupt in deren Busen. Die Mutter sagte Herr B. wir empfehlen uns ihnen, ich griff nach meinem Hut und eilte wie vernichtet in's Freie. — — Ich konnte hier nicht fortschreiben, die Erinnerung an jene Scene war mir zu lebhaft geworden, ich will es nun versuchen, Dir zwei Tage später das Ende meiner unglücklichen Liebe mitzutheilen; ich bitte Dich nochmals, lieber Wilhelm, beurtheile mich nicht zu hart, ach, könnte ich doch wieder Ruhe, könnte ich den verlornen Frieden wieder finden! die Natur ist für mich todt, die Religion kann mich nicht trösten, die Philosophie kann mir den Frieden nicht zurückgeben, nun so will ich Dir wenigstens schreiben, will

Dir mein Herz ausschütten, vielleicht hat die Freundschaft noch einen Tropfen Balsam für ein zerrissenes Gemüth. Der Katholik findet Beruhigung in der Beichte, in der Bekennung seiner Schuld, sollte diese Beruhigung nicht auch dem Protestanten durch dasselbe Mittel werden; nun es sey, höre, aber verdamme mich nicht. — Acht Tage lang nach jener Scene lebte ich in stumpfem Schmerze dahin, ich dachte, ich that nichts mehr, in dumpfes Hinbrüten war ich versunken, ich stand am Morgen auf und wachte nicht, ich streckte mich am Abend auf das Bett und schlief nicht. Meine Hausfrau besuchte mich öfters, sie ist eine gute, herzliche, etwas geschwätzige Frau, sie mochte mein Mißgeschick erfahren haben und sagte, da sie mich so ganz düster und niedergeschlagen erblickte: „Herr B. sie müssen sich etwas Zerstreuung machen, gehen sie nachher spazieren, es ist heute ein herrlicher Tag, wenn man unter Menschen kommt, so vergißt man leichter das Mißgeschick und findet wieder Geschmack am Leben, übrigens muß man die Hoffnung nicht sinken lassen;" sie brachte mir meinen Mantel, bürstete meinen Hut aus und setzte mir ihn auf, „nun jetzt machen sie Herr B., daß sie hinaus ins Freie kommen, sie werden sehen, wie gut sie auf einen Spaziergang in frischer Luft schlafen können;" sie reichte mir auch meinen Stock und schob mich halb gegen meinen Willen zur Thüre hinaus; ich gieng, ich athmete freier in der Luft, ich fühlte mich wohler und als mich am Abend bei der Rückkehr vom Spaziergang der Weg an der Kirche vorbeiführte, an deren Thor ich so oft auf

Emilie gewartet, in deren Hallen ich so glücklich war, und mir der sanfte Gesang aus der halbgeöffneten Thüre in die Ohren drang, da konnte ich mich nicht überwinden, ich hoffte Emilien wieder zu sehen, ich trat in die Kirche ein, ich suchte Emilien, aber sie war nicht da, ich wohnte der heiligen Handlung bei, sie goß Frieden in mein Herz, ich konnte meinen Thränen nicht Einhalt thun; ich dachte, o! warum quälen wir uns beiderseitig und könnten beide so glücklich seyn, begehe ich denn ein Unrecht, wenn ich mich zu einer religiösen Ansicht bekenne, die mein Herz befriedigt, ist ja doch derselbe Christus der Herr und Mittelpunkt der katholischen wie der protestantischen Kirche, und ist die katholische Kirche nicht wirklich erhabener, ist sie nicht inniger, nicht wahrhaftiger in der Liebe als die protestantische, warum soll die Glaubensverschiedenheit trennend zwischen unseren Herzen stehen, wie kann Liebe zwischen den Gatten stattfinden, die ein Leib sind, wenn in ihnen die Ansichten über das Heilige getrennt sind; ich kann nicht von Emilien verlangen, daß sie meine Ansichten theilt, denn der Kirchenglaube ist ein Theil von ihr, allein der protestantische Kirchenglaube ist kein Theil von mir, ich opfere also nichts, wenn ich, um Emilien zu erlangen, mich auch zu ihrem Glauben bekenne, und wie selig werde ich seyn, wenn ich ganz mit ihr eines bin, wie glücklich wird sie seyn, wenn die letzte Schranke gefallen ist, die zwischen uns steht; gewiß, die Heiligkeit der Ehe steht über dem schwankenden Bekenntniß der Kirche, ja ich will, ich will mit Emilien eins seyn,

ihr Glaube sey auch der meinige. Sie opfert ihre Liebe, ihren Glauben, den Gehorsam ihrer Kirche und ihren Eltern, und ich sollte nicht fähig seyn, meinen Glauben oder besser die Zufälligkeit meines protestantischen Bekenntnisses, was ja doch für mich nicht die geringste Bedeutung hat, der Liebe zu ihr zu opfern, nein, nichts soll mich mehr trennen von ihr, sie sey die Meinige, ich werde ihr durch die Bekennung zu ihrem Glauben theurer, ihr Glaube sey auch der Meinige! In diese Gedanken verloren, kehrte ich in meine Wohnung zurück, aber der Frieden war trotz dieses Entschlusses noch nicht in mich zurückgekehrt, ich schlief unruhig, träumte schwer und erwachte wie einer, der im Kampfe unterlegen ist, und nicht mehr den Muth hat von Neuem den Kampf zu beginnen. Da fiel mir Dein noch offen auf meinem Schreibtisch liegender Brief in die Augen, und die Stelle: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" flammte mir entgegen, ich las Deinen Brief wieder, und ich war in das gestrige dumpfe Hinbrüten versunken, aus welchem mich die Geschwätzigkeit meiner Hauswirthin heute nicht herausreißen konnte, und welche, da sie mich so ganz unzugänglich fand, mich auch bald wieder verließ. So mochten wieder acht Tage vergangen seyn, als mich ein Geschäftsgang nöthigte, mein Zimmer zu verlassen, auf der Straße begegnete mir der jüngere Bruder Emiliens, er sprang auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte: ach Hermann, meine gute Schwester ist recht krank, sie hat mir gestern, als ich in ihrem Zimmer war, gesagt, wie froh sie seyn würde,

wenn sie einmal mit dir sprechen könnte; „nun so sage ihr," erwiderte ich, „wenn sie es erlauben wollte, daß ich sie besuche, so würde ich heute Abend zu ihr kommen, vorausgesetzt, daß es auch deine Frau Mutter erlaubt; ich erwarte aber, daß du mir darüber Antwort bringst." Nachdem ich wieder nach Hause zurückgekehrt war, kam nach Verfluß einer halben Stunde Eduard zu mir und sagte mir: sowohl seiner Mutter wie Emilien würde es erfreulich seyn, wenn ich sie besuchen wollte. Ich gieng nun gegen sechs Uhr Abends in die Wohnung Emiliens und wurde von deren Mutter ziemlich freundlich empfangen, sie sagte mir, ihre Tochter sey schon seit vierzehn Tage sehr unwohl, jedoch habe sie heute Nachmittag das Bett verlassen, indem sie sich seit heute Morgen etwas wohler fühle; sie führte mich hierauf in Emiliens Zimmer, welches ich noch nicht betreten hatte, und eilte, nachdem die gewöhnlichen Redensarteu über Befinden gewechselt worden waren, wieder zurück, da sie eben einen Besuch von einer Freundin erhalten hatte. Emilie saß im einfachen Nachtgewand auf dem Sopha, eine kleine Haube verdeckte die Fülle ihrer Haare, jedoch war ein Zopf aufgegangen und rollte in dunkelbraunen glänzenden Locken über ihre linke Schulter. Wir waren beide um Worte verlegen, wir wagten uns kaum anzusehen, endlich brach Emilie das beengende Schweigen und sagte: „wollen sie nicht neben mir Platz nehmen Herr B.," sie reichte mir dabei ihre Hand hin, welche ich mit Heftigkeit an meine Lippen drückte. So schön und reizend war sie mir noch nie erschienen, sie war blaß, und indem

sie zu mir sprach, überflog sie eine sanfte Röthe, ihre Stimme war etwas schwankend, ihre Hand zitterte in der meinigen, es wollte sich kein Gespräch gestalten. Nach einem unterdrückten Seufzer sagte sie: es scheint, als ob wir gleiches Schicksal theilen, sie waren auch nicht ganz wohl und sind es vielleicht noch nicht? Allerdings, erwiderte ich, hat mich mein früheres Unwohlseyn noch immer nicht verlassen, ich leide an einer Krankheit, für welche die Aerzte keinen Rath und in der Apotheke keine Mittel zu finden sind; sie wäre leicht zu heilen, aber das Mittel, durch welches ich genesen könnte, ist für mich leider unerreichbar; — „unerreichbar?" betonte Emilie, indem sie mich freundlich und fragend ansah. „Ja unerreichbar," wiederholte ich, „denn es gibt Dinge, welche nicht zu überwinden sind, ohne daß wir unser besseres Selbst aufgeben und dadurch verloren gehen, nicht allein aber für uns, sondern auch für Andere. Der Mann, welcher seiner Ueberzeugung untreu wird, um durch diese Untreue etwas zu erlangen, wäre das zu Erlangende auch das höchste irdische Gut, hienge an dessen Erlangung auch sein ganzes irdisches Glück, kann doch nie mehr glücklich werden, eben weil er durch seine Untreue gegen sich, sich selbst verloren hat." „O, ihr Männer," erwiderte Emilie mit Affekt, „ihr brüstet euch nur zu gerne mit eurer Ueberzeugung, sie ist euer Götze, aber Hingebung und Liebe kennt ihr nicht! nennen sie es nicht Ueberzeugung, lieber Hermann! nennen sie es Starrsinn, nennen sie es Stolz, der im blinden Uebermuth

lieber sich und das Theuerste zu Grunde richtet, als daß er sich beuge; denn nachdem der Mann durch seinen Starrsinn dahingekommen ist, daß er an dem Grab seiner Hoffnungen steht, bleibt ihm nur ein ausgebranntes, leeres Herz mit der Hefe seiner Ueberzeugung; erlauben sie mir, lieber Hermann! daß ich ganz offen zu ihnen spreche, denn, — sie seufzte tief und Thränen rollten über ihre Wangen, — es ist vielleicht heute das letzte Mal, daß es mir überhaupt vergönnt ist, mit ihnen zu sprechen; sie sind überzeugt, daß nicht ich es bin, die ihr ihnen gegebenes Wort brechen wollte, meine Mutter aber erlaubte mir nur den Umgang mit ihnen unter der Bedingung, daß ich meinen ganzen Einfluß auf sie anwende, um sie für unsere Kirche zu gewinnen, als sie sah, daß dieses unmöglich sey, verbot sie mir allen ferneren Umgang mit ihnen, unter der Androhung, der Entziehung ihres mütterlichen Segens. Ich habe sie gebeten, mir zu erlauben, nur noch einmal mit ihnen darüber sprechen zu dürfen, und ich benützte diese Erlaubniß, ihnen unser beiderseitiges Glück vor die Seele zu führen, denn, gestehen sie nur, sie waren von der Wahrheit unserer Kirche überzeugt worden, es war für sie kein Opfer, welches sie mir bringen wollten, als in ihnen der Gedanke zum Uebertritt zu unserer Kirche erwachte, es war für sie inneres Bedürfniß geworden; wie hätte mich diese Beobachtung nicht höchst glücklich machen sollen! Die letzte Schranke zwischen unseren Herzen wäre ja dadurch gefallen, um unseren Gotte zu dienen, brauchten wir dann nicht

mehr am heiligen Tage des Herrn das eine dahin, das andere dorthin zu gehen, wir konnten uns beide erquicken in einem Tempel, beide uns in ein und demselben Gotteshause stärken und ermuthigen im Guten und in der Hoffnung auf eine ewige Seligkeit in den Räumen des ewigen Friedens. Können sie mir es verdenken, daß mein Herz aufjauchzte bei diesem Gedanken, denn ihr Besitz konnte mir ja ohnehin nur dadurch zu Theil werden, daß sie sich zu unserer Kirche bekehrten; und nun auf einmal zertrümmern sie mit einem Schlage alle diese Hoffnungen. — Gestehen sie sichs ein, lieber Hermann! es ist nicht ihre Ueberzeugung, die sie zurückhält, es ist, ich muß das harte Wort wiederholen, das stolze Herz des Mannes, welches, ob es gleich das Gute einsieht, doch lieber dieses von sich stößt, als diesen Stolz zu überwinden sucht. — Seien sie versichert, daß ich eine gute Katholikin bin, aber die Anhänglichkeit an meine Kirche sollte mir doch nicht so theuer seyn, daß ich sie meiner Liebe nicht opfern könnte, aber den Gehorsam gegen meine Mutter zu kündigen, dieses erlaubt mir mein Gewissen nicht, dieses können sie nicht verlangen, denn wie könnte eine mit dem Fluche der Mutter beladene Ehe glücklich seyn." Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an, in ihren Augen glänzten Thränen, ihre Wangen glühten, sie drückte meine Hand an ihren wogenden Busen, als wollte sie einen unendlichen Schmerz dadurch niederdrücken, und indem sie mir die andere Hand hinreichte, sagte sie mit schmelzender Stimme: „gib mir deine

Hand, Hermann, und versprich mir, unserer Kirche anzugehören, wir werden glücklich seyn, ich bin deine Gattin." — — Ich hatte meine Kraft verloren, meine rechte Hand lag zitternd in der ihrigen. — — Am andern Morgen kam der junge Priester zu mir, und indem er mir freundlich die Hand reichte, sagte er, nun darf ich sie doch wohl Bruder nennen, denn die Liebe hat sie überwunden. Ueberwunden, seufzte ich, und wagte nicht den Blick aufzuschlagen.

Du weißt nun alles, schreibe einige tröstende Zeilen

Deinem

unglücklichen Hermann.

---

28. Juli 1829.

Lieber Wilhelm!

Dein herzlicher, tröstender und gut gemeinter Brief *), den ich vor mehreren Monaten empfangen habe, ich erinnere mich nicht mehr wenn, da mir die Zeit überhaupt gleichgiltig geworden ist, wäre wohl einer schnelleren Antwort würdig gewesen, wenn ich mich nicht in einer solchen innerlichen Verstimmung befunden hätte,

---

*) Da sich mein verewigter Freund hier auf einen Brief von Wilhelm bezieht, welchen er in der Zwischenzeit vom 28. Februar bis zum 28. Juli erhalten haben muß, so war ich bemüht, diesen Brief ausfindig zu machen, ich hatte mich deßhalb nach M. an die Dame gewendet, bei welcher Hermann gewohnt hatte, allein ich erfuhr zu

die es verboten hatte, einen Brief an einen Freund zu schreiben. Ich befinde mich heute zwar auch nichts weniger als in einem Zustande, um Dich mit einem freundlichen Briefe zu erfreuen, wie es die Pflicht der Freundschaft erheischte, aber ich will es wenigstens versuchen, die bessere Seite herauszukehren, die freilich bei mir sehr eingeschrumpft zu seyn scheint. Du priesest mir in Deinem Briefe allerdings die unendliche Nachsicht und unerschöpfliche Gnade des Evangeliums an, nach welcher auch diejenigen, welche noch in der letzten Stunde in den Weinberg kommen, für ihre Arbeit so gut belohnt würden, als die, welche des Tages Last und Hitze getragen haben, worin ich immerhin einiges Unrecht gegen letztere erblicke, wenn ich auch nicht in Abrede stelle, daß es dem Herrn des Weinberges freisteht, den zuletzt Gekommenen einen ebenso großen Lohn zu geben, wie den zuerst Gekommenen. Ebensowenig kann ich mich mit der Praxis der Armensünder befreunden, welche erst, wenn ihnen der Tod bereits auf der Zunge sitzt, sich zu bekehren anfangen. Doch ich wollte Dir eigentlich noch Einiges von meinen Erlebnissen mittheilen, und Du wirst dann leicht einsehen, warum ich in eine Stimmung versetzt worden bin, aus der ich mich endlich mit Gewalt herausgerissen habe; denn zuletzt habe ich doch

meinem Bedauern, daß von den Papieren nichts mehr vorhanden sey, als ein Zettelchen von Madame W., dessen Abschrift mir mitgetheilt wurde, da das Original von Madame W. als eine Reliquie aufbewahrt wird.

Anm. d. Herausgebers.

eingesehen, daß es nur meine unterdrückte Vernunft war, daß es nur die Gewalt war, welche ich mir selbst anthat, um etwas zu seyn oder zu scheinen, was ich schon lange über Bord geworfen hatte, und bin jetzt wenigstens wieder zu mir selbst gekommen, und froh, daß ich den alten Ballast nicht wieder von Neuem auf den Rücken genommen habe. Freilich drückt mich mein gebrochenes Versprechen, welches ich Emilien, als ich sie das letzte Mal gesehen habe, gegeben hatte, etwas. Aber ich hatte jenes Versprechen aus Uebereilung gegeben, und hätte meine Pflichten gegen sie, als ihr Verlobter nie fallen lassen, bin auch heute noch erbötig mich mit ihr, und zwar von einem katholischen Priester trauen, sowie die Kinder unserer Ehe in der katholischen Kirche erziehen zu lassen, aber mich selbst in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu begeben, dazu bin ich nicht mehr fähig; ebensowenig wie es mir möglich wäre, ein strenggläubiger Protestant zu werden. Die Mutter Emiliens will es nun einmal nicht, sie will lieber das Unglück und die Unehre ihrer Tochter, als einen Ketzer zum Schwiegersohn haben, sie hatte zu fest auf mein in der Uebereilung gegebenes Versprechen gebaut, sie stand in der Meinung, daß ich ebenso gewiß jenes halten werde, wie ich zuvor an meiner Kirche festhieng, welche ich selbst um den Preis von Emilien nicht verlassen wollte. Ich kann mir also insoferne, als ich den Pflichten, die ich als Verlobter und Gatte Emiliens übernommen habe, jeden Tag nachzukommen bereit bin, keine Vorwürfe machen, aber mich dazu

zwingen zu lassen, auch zur katholischen Kirche überzutreten, weil mir von Emilien dieses Versprechen abgelockt wurde, dazu soll es nie kommen. Es ist mir leid um Emilien, um so mehr, da jener letzte Abend nicht ohne Folgen geblieben ist, aber eben deßhalb sollte die Familie von ihrem thörichten Ansinnen, daß mir die Tochter nur dann als Gattin folgen dürfe, wenn ich zuvor meinen Uebertritt zur katholischen Kirche erklärt habe, abstehen; denn ich habe der Familie meine offene Erklärung abgegeben, daß es mir leid thäte, in der Uebereilung ein Versprechen gegeben zu haben, was zu halten ich jetzt nicht mehr im Stande sey, und wenn dieses die einzige Bedingung wäre, unter welcher mir Emilie als Gattin folgen dürfe, ich dann auf ihren Besitz verzichten müsse, daß ich jedoch nie aufhören werde, mich als den Verlobten und Gatten Emiliens zu betrachten, und es der Zeit überlassen wolle, ob man vielleicht in der Folge von jener Bedingung mich zu entbinden für gut halten möchte. Ich sehe freilich ein, daß selbst im Falle dieses geschieht, unsere Ehe kaum eine glückliche genannt werden dürfte, es haben zu fremdartige Elemente mit auf sie eingewirkt, als daß sich diese Mißklänge wieder zu einer reinen Harmonie zwischen den beiden Gatten gestalten sollten; und doch sind wir auch beide unglücklich, wenn, nach der Knüpfung des innigsten Bandes, unsere Vereinigung nicht mehr erfolgen sollte. Du hast hier, lieber Freund! wieder ein schlagendes Beispiel, wie die christliche Religion, statt das Glück der Menschen zu befördern,

nur deren Unglück ist. Würde sich die Mutter Emiliens nicht in dem Wahn befunden haben, daß ihre Tochter nur dann glücklich sey, wenn ihr Gemahl ein Katholik ist, so würde sie Emilien nicht veranlaßt haben, mir ein Versprechen abzulocken, was ich nicht halten kann; — ich selbst würde kein Versprechen gegeben, und ein reines Gewissen behalten haben, und wir Beide würden die glücklichsten Gatten geworden seyn. Wir könnten es noch werden, wenn sich Emilie über ihre angeborene Sphäre erheben könnte, und mir einen Fehltritt zu gute halten wollte, den ich doch nur aus Liebe zu ihr begangen habe, so aber sind wir alle, von einem eigenthümlichen Wahne befangen, und quälen uns lieber zu todt, statt daß wir, wie es vernünftigen Menschen geziemt, uns die Hände reichten und sprächen, das höchste Gebot ist die Liebe und die Versöhnung, dieses laßt uns erfüllen, so erfüllen wir dadurch alle übrigen. Ich frage Dich Freund, wer hindert uns daran, jetzt im Augenblicke noch glücklich zu werden; wer anders, als das Christenthum, und wodurch könnten wir glücklich werden, wodurch anders, als durch den rechten Gebrauch der Vernunft; indem wir nun diese verwerfen und dem Kirchenglauben folgen, stürzen wir uns alle in's Unglück. Denn ich kann es mir nicht verhehlen, daß ich im Grunde noch starrköpfiger und unvernünftiger handle, als Emiliens Mutter, da ich, als der vernünftiger und stärker seyn Sollende, der Schwächere war, und als Derjenige, welcher den Fehler begangen, auch den Fehler wieder gut machen sollte, um so mehr, als es

ganz allein von mir abhängt, ohne die Rechte dritter zu verletzen, mich, Emilie und Emiliens Familie glücklich zu machen, bei alledem fühle ich mich unfähig, diesen äußersten Schritt zu thun. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, im Falle Du nach Deiner kirchlichen Ansicht, es nicht gut hättest mit mir meinen wollen, und mich durch Deinen Drohbrief von jenem Schritt hättest abgehalten, wir auch alle glücklich geworden wären. Es sey ferne, Dir etwa dadurch einen Vorwurf zu machen, denn ich weiß recht wohl, daß Du es für Deine Pflicht hieltest, mich vor einem Fehltritt zn warnen. Woraus entsprang aber Dein Drohbrief, woraus anders als aus Deinem Kirchenglauben, und so zeigt sich auch hier wieder, wie dieser statt Glück und Frieden, nur Unglück und Unfrieden stiften kann. So befestigt sich nun in mir täglich mehr und mehr die Ansicht, daß die Menschheit nur glücklich werden kann, wenn sie den Kirchenglauben aufgibt und zurückkehrt zu dem ursprünglichen Glauben der Vernunft, welcher in den Worten enthalten ist: „was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, daß thue ihnen auch.“ Nun wäre es allerdings vernünftig, wenn einer sich und die ihm theuersten Menschen glücklich machen kann, dieses zu thun, da es aber wider meine Vernunft streitet, einen Schritt zu thun, nämlich etwas für wahr zu bekennen, was ich nicht für wahr halten kann, so bleibt mir nichts übrig, als selbst unglücklich zu seyn, und Andere nicht glücklich zu machen. Denn ich fordere ja nichts von Emilien oder ihrer Familie, was sie nicht eingehen könnten, hingegen machen sie an mich eine Forderung,

die ich nicht eingehen kann, folglich bin ich im Rechte und folglich mache ich mich und Emilie unglücklich. Nun sehe ich in der That, wie ich mich im Zirkel bewege, erst ist der katholische — dann der protestantische Kirchenglauben, zuletzt ist es die Vernunft, die mich und Emilie unglücklich machen, und ich finde keinen Ausweg aus diesem Zirkel, so daß mir's wohl zuletzt wie dem großen Mathematiker Archimides ergehen wird, ich werde in meinen Zirkel fallen und in ihm zu Grunde gehen, denn ich weiß nicht mehr, was ich thun soll, ich finde keinen Ausweg mehr. Die Unruhe, die Unzufriedenheit mit mir selbst, reibt mich auf, ich trage die Schuld, und kenne kein Mittel, um sie von mir abzuwälzen. — Einige Tage später. — Der Mensch greift in der Verzweiflung nach verzweifelten Mitteln, ich glaube, daß ich nach dem Aufgeben der gewöhnlichen Mittel, um der Verzweiflung zu entgehen, endlich das Richtige gefunden habe, nämlich in der richtigen Erkenntniß dessen, was wir sind; wir kämpfen vergeblich an, gegen diese Summe von Umständen, die unser Glück oder Unglück bestimmen, diese Summe, von Umständen und Verhältnissen, welche von Fanatikern und Bornirten. Fatum, Schicksal, von Christen: Vorsehung, göttliche Führung genannt wird. Ich habe in der letzten Zeit viel über Lebenszweck, Lebensziel nachgedacht, und ich hoffe, den Schleier der Isis gelüftet zu haben. An einer Kraft zu zweifeln, welche in der Welt lebt, und durch welche sie entstanden ist und durch welche sie fortbesteht, wäre Thorheit; es handelt sich nur darum, die Endwirkung dieser Kraft zu finden, um überhaupt von ihr eine

volle Einsicht zu erlangen. Diese Kraft zu erkennen und zu entziffern, waren von jeher die Menschen bemüht, und indem sie diese Kraft außer sich suchten, blieb sie ihnen verborgen. Diese Kraft wirkt in der Natur bewußtlos, im ewigen Ringen begriffen zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Vereinigen und Trennen, was dazwischen liegt ist — das Leben. Da wo sich alle Processe der Natur in einem Punkte vereinigen und dieses Trennen und Vereinigen eine gewisse Beständigkeit erlangt und verkörpert wird in einem bleibenden Wesen, schwebt diese Kraft wie die Flamme über den sich verzehrenden Brennstoff, und kommt nach unendlichem Ringen und unzähligen Verwandlungen, in welchen sie sich in wechselnden Formen selbst geboren hat, im Menschen zum Selbstbewußtseyn. Sie schläft im Stein, sie erwacht in der Pflanze, sie empfindet im Thier und wird sich ihrer bewußt im Menschen; dieses Bewußtseyn, oder besser sich bewußt werden, wird klarer und heller, je mehr sich diese Kraft über das Thier zu erheben vermag; je reiner der Entschluß, je freier die That, je lockerer diese Verbindung der Kraft mit der Materie ist; sie erreicht ihren Gipfelpunkt, wenn sie sich in ihrem Selbsterkennen zur höchsten Freiheit steigert und sich im vollen Bewußtseyn ihrer selbst trennt von der irdischen Gefangenschaft, dem Leib übergibt der Verewigung in seine Bestandtheile, selbst aber in das von der Materie nicht abhängige, in ihr ewiges Urbewußtseyn zurückkehrt. Die Welt ist entstanden aus der sich selbst Beschränkung der Urkraft, aus ihrer sich Selbstverendlichung, um durch den Menschen zurückzukehren

zu sich selbst in die sich bewußtgewordene Verewigung. Das Ende aller menschlichen Erkenntniß, kann also nur in dem sich Bewußtwerden des Ewigen bestehen, in dem Aufheben der sich Selbstbeschränkung, und der dadurch nothwendigen Befreiung von den Fesseln jener Beschränkung, und das höchste Ziel des wahrhaft Vernünftigen kann demnach nur in der mit vollem Bewußtseyn ausgeführten Befreiung von den Fesseln des Endlichen bestehen. Dieser Gedanke gewährt mir Trost in der Nacht meiner Verzweiflung, denn ich habe die enge Pforte gefunden, durch welche die Fesseln des Geistes gesprengt werden können, indem ich zurückkehre in das ewige Seyn; — zwar hör' ich die Worte einer alten Sage, und sie werden zuweilen so laut, als riefe mir sie eine warnende Mahnstimme zu „Du sollst nicht tödten," aber dieses Tödten mag sich beziehen auf den Eingriff in die Freiheit eines Andern, die eigene Freiheit kann dadurch nicht gebunden werden, sonst gebe es keine Freiheit des Geistes mehr. Doch ich will schweigen; — Freund, kennst Du die Verzweiflung! kennst Du das fürchterliche Gespenst der Hoffnungslosigkeit? — ach, ich habe Nächte durchwacht, durchweint, durchkämpft, und kein Lichtstrahl dämmerte mir, da fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele, und es rief in mir „mache dich frei!" und es war mir, als hallten jene Worte als tausendfaches Echo zurück „du sollst nicht tödten!" — Ich kann nicht mehr, lebe wohl und tröste

Deinen
verzweifelnden Freund H.

M... 20. Oktober 1829.

Lieber Wilhelm!

Die Menschheit hat mich verlassen, wir haben unsere Rechnung mit einander abgeschlossen, von Dir erwartete ich noch ein Zeichen der Liebe, wenn auch ein strafendes Wort, allein auch Du scheinst mich aufgegeben zu haben, *) und so habe ich auf dieser Welt nur noch eine Bitte an Dich, die Du zum Besten eines armen vater- und mutterlosen Kindes erfüllen wirst. — Heute vor 14 Tagen hat man meine Emilie zu Grabe getragen, ich werde ihr gefolgt seyn, wenn Du diesen Brief erhalten hast. — Sie starb mit gebrochenem Herzen, nachdem sie Mutter eines Knaben geworden war, — ich klage mich als ihren Mörder an — ich kann das Leben nicht länger ertragen. Nimm Dich unseres armen Kindes an, sey Du ihm Vater, da ich es nicht über mein Herz bringen kann, es ihm zu seyn. — In beiliegenden Papieren findest Du alles Nothwendige über meine Verhältnisse. — Nimm Dich meines Kindes an, und vergiß nicht Deinen unglücklichen Freund

Hermann.

---

*) Zur Befreiung meines verewigten Freundes Wilhelm R., von diesem Verdachte Hermanns muß ich bemerken, daß Wilhelm Mitte Juli's, also ungefähr 8 Tage vorher, als Hermann jenen, die fürchterlichste Verzweiflung athmenden Brief an Wilhelm abgesendet haben mochte, von einem heftigen Nervenfieber, das er sich in Folge des Besuches eines an diesem Fieber darniederliegenden Kranken, zugezogen hatte, ergriffen worden war. Hermann's Brief wurde von dem Arzte geöffnet, und war von demselben zurückbehalten worden, da die Gesundheit Wilhelms nur sehr langsam wiederkehrte. Erst nachdem er wieder genesen war, wurde ihm jener Brief, nachdem er von seinem Arzte auf dessen Inhalt vorbereitet worden war, übergeben. Anm. d. Herausgebers.

Nachschrift

des

Herausgebers der vorhergehenden Briefe.

So hatte sich nun leider an meinem armen Freunde Hermann jene ernste Mahnung Wilhelms, welche dieser in seinem Briefe vom 26. Oktober 1828 an jenen aussprach, daß die von ihrem geraden Wege zum Ziele abgewichene Kugel sich immer weiter von demselben entferne und zuletzt wirkungslos, ohne es zu erreichen, niederfalle, bewahrheitet. Denn mein armer Freund hat nicht nur sein irdisches Ziel verfehlt, sondern, was noch weit schrecklicher ist, wenigstens gegenüber dem Urtheile der Strenggläubigen, die Erreichung seines ewigen Zieles in Frage gestellt. — Indem er der falsch berühmten Kunst sein Ohr öffnete und sein Herz erschloß, hatte er leider nie die Tiefe des von dem Unverstand der Verständigen so vielfach angefochtenen ernsten Ausspruches des Apostels: „man solle die Vernunft gefangen nehmen unter den Glauben," erkannt. Was heißt dieser Ausspruch anders, als man solle die Vernunft, bestimmter würde man sagen, den Verstand, das Erkennungsvermögen für die Sinne und die materielle Welt gefangen nehmen unter die höhere Vernunft,

welche ist der Glaube oder die innere, gewisse und unumstößliche Ueberzeugung von dem, was wir nicht sehen aber hoffen, und durch welche Ueberzeugung wir das höchste Ziel gewinnen, nämlich der Seelen Seligkeit. Es ist schmerzlich, eine so schöne und kräftige Blüthe, die zu großen Hoffnungen berechtigte, vom Wurme des Unglaubens und der daraus hervorgehenden Verzweiflung angefressen, und in deren Folge untergehen zu sehen; wer möchte es aber wagen, hier ein Urtheil zu fällen, wem sollten nicht die ernsten Worte einfallen: „richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet;" wer aber nicht auch Hoffnung schöpfen für den Unglücklichen aus dem Ausspruche des Herrn: „was bei den Menschen unmöglich ist, das ist doch bei Gott möglich." —

Hermann war eine von den seltenen Naturen, die bei ungewöhnlichen geistigen Gaben eine große Leidenschaftlichkeit besitzen, und die sich, trotz aller Schärfe des Verstandes, trotz dem consequentesten Denken von äußeren Einflüssen leicht hinreißen und überwältigen lassen und von einem Extrem zum andern geworfen werden, und in ihrem, vielleicht zuweilen sich überschätzenden Selbstgefühle eine isolirte Stellung einnehmen, zumal sie sich nur schwer an andere anschließen, weil es verhältnißmäßig auch wieder nur wenige Menschen gibt, die das Uebergewicht solcher Naturen zu ertragen vermögen und sich überhaupt Menschen von gewöhnlichem Schlage auch nur gerne wieder an ihresgleichen anschließen. Solche Charaktere, wie Hermann, gleichen deßhalb, wenn ihnen die Gunst des Schicksals nicht ebenbürtige und gleichgesinnte Freunde zuführt,

vereinzelt stehenden Bäumen, welche allen Winden ausgesetzt sind, wodurch ihre Wurzel nach und nach gelockert wird, so daß sie einem Sturme nicht den nöthigen Widerstand leisten können und bei einem solchen zu Grunde gehen, während, wenn sie in geschlossenen Reihen stehen, auch die heftigsten Stürme an ihnen ohne Nachtheil vorüberbrausen.

Wir können aber ebensowenig wie auf Hermann selbst, weil er ohne sein Verschulden in die isolirte Stellung gerathen war, und gerade in einer Zeit, wo ihm ein Trost und eine Hilfe so nöthig gewesen wäre, und auch die letzte Quelle, aus welcher er einen Trost oder Stärkung hätte schöpfen können, durch die Krankheit Wilhelms versiegt war, die Schuld an seinem Unglücke auf eine der Personen werfen, die mit in den magischen Kreis seines Unglücks gezogen worden waren, und dieses schwer mit ihm zu büßen hatten; denn wer möchte es wagen, das Gewissen der Mutter Emiliens, der strenggläubigen Katholikin, die jedenfalls unter dem bedeutenden Einflusse des jungen katholischen Priesters stand, zu belasten, oder wer auf Emilien selbst, der zwischen der Liebe zur Mutter und dem Geliebten entblätterten Rose, auch nur den Schatten einer Schuld zu werfen. Wollte man nun gar ähnliche Schlüsse, wie Hermann in seinem vorletzten Briefe an Wilhelm ziehen, und etwa die Ursache des Unglücks in dem Kirchenglauben suchen, so würde man auch in dieser Beziehung ein Unrecht begehen, denn wer möchte die Lauheit und Gleichgiltigkeit, die gegenwärtig hinsichtlich des kirchlichen Bekenntnisses so allgemein geworden ist, verthei-

digen! So sehr es auf der andern Seite zu wünschen wäre, daß unter den Gliedern der einzelnen Kirchen die größte gegenseitige Achtung und Liebe stattfinde, und der Vorzug derjenigen Kirche zuerkannt werden möchte, die es durch die That beweist, daß sie diesen Vorzug verdiene, durch den für alle Kirchengemeinschaften giltigen Beweis, welcher für alle Zeiten das richtige Maaß für die Vortrefflichkeit einer solchen abgeben wird, und welches in den Worten enthalten ist: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Wenn viele der Meinung sind, als wäre die Reformation ein Unglück für die christliche Kirche gewesen, weil sie dadurch in Theile zerfiel, so war doch diese Spaltung gerade das heilsamste für dieselbe, und Luther gewiß im ewigen Rathschlusse Gottes als das auserkorene Werkzeug für eine Neugestaltung der Kirche ausersehen worden. Denn die christliche Kirche vor Luther glich einem äußerlich noch grünenden, innerlich aber erstorbenen Baume, welcher plötzlich vom Blitze getroffen, zerschmettert schien, dessen Wurzel aber dadurch zu neuer Lebenskraft angeregt wurde, aus welcher sich eine neuaufblühende katholische und protestantische Kirche als kräftige und kerngesunde Wurzelsprossen entwickelten. Diese beiden Kirchen bildeten gleichsam die beiden Pole eines Magnetes, welche die beiden Sphären der menschlichen Seele: Gemüth und Vernunft darstellen. Obgleich die beiden Kirchen sich gegenüber zu stehen und feindlich zu bekämpfen scheinen, so wolle man doch nicht vergessen, daß das Leben nur aus dem Kampfe von entgegengesetzten Kräften hervor-

gehen könne, man wolle sich erinnern, daß die sittliche Welt nur ein höheres Abbild der Körperwelt sey, und daß, wie der Magnet nur dadurch zur Wirkung, zur Erscheinung, zur Aeußerung seiner Kraft gelangen könne, indem er sich in eine Doppelkraft spaltet, auch die Kirche nur zu ihrer Blüthe sich entwickeln konnte, indem sie sich entzweite, und sich die in ihr ruhenden Gegensätze zu selbstständigen Formen und Kräften herausbildeten. Aber es ist gewiß, und daran wollen wir festhalten, daß diese Gegensätze aus einem Punkte hervorgegangen sind, welcher ist Christus, und daß diese Gegensätze das heftigste Bestreben haben, wie die entgegengesetzten magnetischen Kräfte, sich endlich wieder zu vereinigen, und in das Ewige zurückzukehren, d. h. nicht mehr getrennt, jede für sich zu wirken, sondern eine in die andere überzugehen und eins zu werden, nämlich in jedem Punkte Vollendung und Liebe. Das Ende des irdischen Kampfes wird aber darin bestehen, daß der Widerspruch aufgehoben wird, und die gestörte Harmonie zwischen Materie und Geist wieder zum vollen, reinen Akkorde zusammenklingt und aufgelöst wird in den uranfänglichen Grundton, und dann wird:

Gott Alles in Allem seyn.
